

Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien

Band: 38 (2005)

Artikel: Schwedische Privatprosa 1650-1710 : Sprach- und Textmuster von Frauen und Männern im Vergleich

Autor: Müller, Silvia

Kapitel: 5: Vom Leben zum Text - und umgekehrt. : Die Lebensläufe und ihre Verschriftung

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-858228>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

5. Vom Leben zum Text – und umgekehrt. Die Lebensläufe und ihre Verschriftung

Diesem Teil der Untersuchung ist vorauszuschicken, dass der Umfang zugänglicher gedruckter biographischer Informationen erheblich von der Prominenz der jeweiligen Person abhängt. Bei einzelnen Frauen und bei den historisch unbedeutenden Männern bleiben die Angaben der Herausgeber und die Aussagen in den autobiographischen Texten selber die einzigen Informationsquellen. Auf Archivrecherchen in Schweden wurde verzichtet, da für unsere Fragestellungen Angaben zum schulischen bzw. erzieherischen Werdegang und zum sozioökonomischen Umfeld in der Regel völlig ausreichen, und diese sind den Lebensberichten oft direkt, manchmal indirekt zu entnehmen. Die damals üblichen Studiengänge und Bildungsziele wurden bereits weiter oben in Kapitel 4 ausführlich dargelegt; in den folgenden biographischen Angaben kommen daher nur noch die wichtigsten Stationen der individuellen Bildungswege und aussergewöhnliche Studieninhalte zur Sprache. Die Länge der Beiträge hängt außer vom Quellenumfang auch von der Ergiebigkeit ihrer inhaltlichen und sprachlichen Merkmale ab.

5.1 Agneta Horn (1629-1672)

Agneta Horn war die Tochter von Feldmarschall Gustaf Horn und der Freiherrin Kristina Oxenstierna, Axel Oxenstiernas Tochter. Ihre Lebensgeschichte liegt in vermutlich eigenhändiger Abschrift²⁸⁶ vor. Die Datierungsfrage ist umstritten, doch unabhängig von einer genauen Datierung handelt es sich in der europäischen Literatur um eine der ersten bekannten profanen Autobiographien von einer Frau, möglicherweise sogar um die älteste.²⁸⁷ Seit dem Erstdruck 1908 erfährt sie von Historikern, Literatur- und

286 Der Herausgeber der kritischen Edition, Gösta Holm, beurteilt die einzige bekannte Handschrift als Autograph, Magnus von Platen vermutet eine Reinschrift von fremder Hand (Holm 1959:VI, von Platen 1959:35).

287 Auch bei der Datierungsfrage stehen sich im Wesentlichen zwei, seit neuestem drei Antworten gegenüber. Aus zum Teil sehr unterschiedlichen Gründen, die hier nicht diskutiert werden können, datieren Magnus von Platen, Johnny Kondrup und Mats Thelander den Text auf ca. 1648, hingegen Ellen Fries, Sigrid Leijonhufvud, Gösta Holm, Stephen Mitchell und Eva Hättner Aurelius auf nach 1657 (für eine ausführliche Darstellung siehe Hättner Aurelius 1996:75-79 und ff.). Magnus von Platen 1998 legt nun eine neue Datierung vor (auch diese Argumentation kann hier nicht ausgeführt werden). Er teilt den Text in drei Abschnitte ein, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten entstanden sein sollen. Der Kindheitsabschnitt sei 1641 oder 1642 entstanden, als Agneta Horn 12 Jahre alt war; die Jugendzeit sei kurz nach der Heirat 1648 aufgezeichnet worden; der letzte Abschnitt ist ein Tagebuch und muss danach eingeräumt fortlaufend, aber wohl vor dem Tod von Lars Kruus 1656 entstanden sein. Die angefügte Bibelzitatsammlung kann als einzige mit Sicherheit auf nach 1655 datiert werden.

Sprachwissenschaftlern grosse Aufmerksamkeit. In bemerkenswerter Einmütigkeit betonen alle die inhaltliche und sprachliche Einzigartigkeit dieses umfangreichen Textes. Aus der reichen Sekundärliteratur kann im Folgenden nur das für die Untersuchung Wesentliche referiert werden.

Zum Zeitpunkt der Aufzeichnungen war Agneta höchstens 28 Jahre alt (falls die späteste Datierung für den gesamten Text zutreffen sollte), möglicherweise aber auch viel jünger (wenn es stimmt, dass der erste Teil bereits entstand, als sie 12 Jahre alt war (siehe Fussnote 287)). Sie begründet nirgends, weshalb sie so früh ihre Memoiren verfasste. Verschiedene Motivationen wurden diskutiert, die entscheidend von der Datierungsfrage abhängen: Vielleicht versuchte sie schreibend den Tod ihres Gatten Lars Jespersson Cruus zu bewältigen, der 1656 starb; vielleicht fürchtete sie, ihren beiden Kindern ebenso früh wegzusterben wie damals ihre eigene Mutter, vielleicht hegte sie einfach didaktische Absichten gegenüber ihren Kindern – zweifellos konnten alle diese Aspekte eine Rolle spielen. Hättner Aurelius sieht in einem Erbstreit den unmittelbaren Anlass dazu, dass Agneta Horn ihr Leben niederschrieb, denn nach dem Tode ihres Vaters Gustaf Horn 1657 eröffnete ihre Stiefmutter Sigrid Bielke einen Prozess gegen sie. Die Erbquoten waren nicht geregelt und Agneta versuchte, auch einen Anteil des Erbgutes zu bekommen, das ihre Stiefmutter für sich und die Söhne aus zweiter Ehe beanspruchte. Axel Oxenstierna hatte bei der zweiten Hochzeit ihres Vaters dafür gesorgt, dass Agneta die ganze Morgengabe aus erster Ehe zugesprochen wurde. Da dies sonst nicht üblich und da die Morgengabe an Kristina Oxenstierna damals ungewöhnlich reich ausgefallen war, bekämpften die Angehörigen Agnetas Versuche, noch mehr zu erben, aufs Entschiedenste. Sie verwiesen auf ein diktiertes, aber nicht unterzeichnetes Testament, in dem Gustaf Horn alles zu Ungunsten Agnetas regelte und u.a. auch damit begründete, sie habe ihren Vater nicht genügend respektiert.

Tatsächlich schildert auch Agneta selbst als zentrales Erlebnis ihres Lebens die langen Auseinandersetzungen mit dem Vater und der Familie, als sie die Heirat mit Erik Sparre verweigerte und auf dem vermögenden Lars Kruus bestand. Wie bereits in Kapitel 4.5 besprochen wurde, bestimmten ökonomische und politische Überlegungen die aristokratische Heiratspolitik, und zumindest die Adelstöchter hatten sich hierin den elterlichen Plänen respektvoll zu beugen. Mit Agneta und Erik sollten die beiden Elite-Familien Horn und Sparre stärker liiert werden.²⁸⁸ In den Worten der Tante sahen die Pläne so aus: „Du skal inte hafwa krusen, vtan han skal hafwe fatig iungfru, och du skal hiälpa en fatig kar i salen“²⁸⁹ – Erik Sparre sollte dank Agnetas Mitgift in den Sattel gehoben werden. Agnetas Weigerung kam einem schweren Ungehorsam gegen die väterliche Autorität gleich und konnte im Sinne der Haustafel gar als Verstoss gegen Gottes Gebot gedeutet werden. Laut Hättner Aurelius versuchte Agneta darauf in dieser Autobiographie, die im Familienverband kursierte, ihren Standpunkt darzulegen

288 Die Familien Sparre, Oxenstierna und Horn gehörten seit Jahrzehnten einer den Reichsrat dominierenden Familienkonstellation an und waren bereits mehrfach miteinander verschwägert, als die Ehe von Agneta Horn und Erik Sparre beschlossen wurde. Die Kruus zählten hingegen nicht zum Elite-Adel (vgl. Ågren 1976:63-75).

289 Holm 1959:52.

und ihre Liebe zum Vater zu veranschaulichen. Von Platen seinerseits erkennt im Lebensbericht keinerlei Aussagen, die Bezug auf einen offenen Prozess nehmen würden, und auch keine besonderen Bemühungen der Autorin, sich als folgsame Tochter zu manifestieren. Er sieht als initialen Schreibanstoss das Bedürfnis, gegen Ende der Kindheit die bisherigen Erfahrungen, vor allem die „widerwärtigen“ und „elenden“, festzuhalten und in eine Geschichte des göttlichen Aufgehobenseins zu transformieren. In der Tat ist nur der Kindheitsabschnitt intensiv religiös durchsetzt, mit der Entwirrung ihres Schicksals und der Gründung einer Familie werden die religiösen Passagen immer seltener.²⁹⁰

Dank ihrer alltäglichen Thematik überliefert uns diese Quelle viele Seiten eines sprechsprachlichen Registers, das in zeitgenössischen Texten ausgesprochen selten aufgezeichnet wurde. Dazu trägt auch bei, dass die Autorin ganz offensichtlich kein sonderlich intensives Schreibtraining absolviert hatte und ihren Text fast ausnahmslos nicht den geltenden Schreibkonventionen klassisch-gelehrten Zuschnitts unterstellt, wie es die meisten gebildeten Männer in einer solchen Prosaerzählung taten.²⁹¹ Ihr autobiographisches Vorhaben konnte sich – abseits der gelehrtene literarischen Produktion – nicht an verbreiteten Textmodellen orientieren, da die private, profane Autobiographie ein noch ungewöhnliches Genre war. Der Titel verkündet die Absicht, alle Widrigkeiten des Schicksals und ihre Überwindung mit Gottes Beistand zu schildern, verspricht also ein Stück durchgestalteter Erzählprosa. Dann beginnt Agneta Horn aber im Stile eines typischen Frauengenres, dem annalistischen Familienbuch. In solchen Chroniken hielten die Adelsfrauen wichtige familiäre Ereignisse fest, vor allem Hochzeiten, Geburten und Todesfälle.²⁹²

Als Einstieg in die Geschichte stehen das Geburtsdatum der Autorin und ein langer, ausufernder Segenswunsch, der sich auf eine paradoxe Weise an die mittlerweile bereits verflossene Zukunft richtet. Die Erzählsperspektive des einleitenden Abschnittes ist einerseits, wie zu erwarten, retrospektiv, andererseits aber prospektiv, als sässe die Erzählerin im selben Satz gleichzeitig an ihrer eigenen Wiege und an ihrem Sterbebett. Segenswünsche gehören, wenn auch in deutlich kürzerer und vagerer Form, zu den formalen Traditionen der annalistischen Familienbücher, die Geburten und Todesfälle ausnahmslos nach diesem Schema anzeigen. Es ist offenbar, dass Agneta Horn beim Schreiben streckenweise solche annalistische Notizen, aufbewahrte Briefe oder Tagebücher vor sich liegen hatte, auf denen die teils verblüffend exakten Datums- und Zeit-

290 Vgl. von Platen 1998:107 ff.

291 Holm 1967:94; vgl. auch Mitchell 1985:77.

292 Deutlich seltener notierten sie darin auch Handlungen, die rechtlich bedeutende Folgen hatten, etwa Landkäufe und -verkäufe usw. Von Platen weist wohl zu Recht darauf hin, dass die von Frauen geführten Annalen hauptsächlich private Funktionen erfüllten. Waren sie juridisch bedeutsame Texte gewesen, wären verheiratete Frauen kaum alleine bzw. ohne Unterstützung eines männlichen Verwandten damit betraut worden, da sie rechtlich unmündig waren. Vgl. Hättner Aurelius 1993:267-276 und von Platen 1998:104.

angaben gründen müssen.²⁹³ In diesem Punkt, der Datierungspraxis, ist der Text aber uneinheitlich, was es sehr wahrscheinlich macht, dass er in mehreren Phasen entstand oder zumindest Textteile unterschiedlichen Alters amalgamiert.

Nach dem gebetsähnlichen Einstieg beginnt die Kindheitserzählung. Wo die Biographie einen eigentlichen Plot aufweist, also im Kindheits- und Jugendabschnitt bis zur Heirat, wird er in einer geradlinigen, chronologisch erzählenden und autoritativ begründenden Erzählprosa vorgelegt. Für unser Korpus wurde ein solcher erzählender Abschnitt gewählt, da die Sprache hier sehr persönlich und authentisch ist.

Als zweites fundamentales Textmodell ist unschwer die religiöse Erbauungsliteratur erkennbar. Immer wieder werden die Erzählpassagen unterbrochen von Reflexionen über die Ereignisse, welche in Form von religiösen Betrachtungen, Bibelzitaten oder Gebeten eingeflochten werden. Diese Passagen sind dicht durchsetzt von Vorformuliertem und heben sich stilistisch stark von den Erzählpassagen ab. Ihr Lexikon ist feierlich, ihre Sätze sind länger und komplizierter.²⁹⁴ Selbstverständlich sind die Satzgrenzen nicht zugleich Stilgrenzen – häufig treten beide Stilarten im gleichen Satz auf. Unser Auszug enthält zwei der unzähligen klischehaften Adaptionen der Andachtsliteratursprache, welche die schlichte Erzählung unterbrechen: „*Män iag arma och elända barn, som är födh til myken sårg och hiärtans wederwärtighhet, fik alena behåla lifwet efter både min kiäre fr[u] m[or] och enda bror*“ und „*Män i min stora hiärtans sårgh och olyka, så vnte gudh migh min enda k[iäre] farbror her klas horn, hwilken migh så högt älskade, som iagh har warit hans eget barn, och sågh intet gärna, at hon for så ila mädh migh*“. Es handelt sich dabei um rhetorische Elemente; die andernorts durchaus zu findende religiöse Reflexion spielt im Auszug eine untergeordnete Rolle.

Die Forschung macht bei Agneta Horn insgesamt nicht weniger als vier verschiedene Diskursarten (und dahinterliegende Stil- oder Textmodelle) aus: *Erzählung, Dialog, Frömmigkeit* und *Lamentatio*.²⁹⁵ Für unsere Untersuchung eignet sich der erzählende Diskurs auch deshalb am besten, weil (leider!) nur wenige der anderen Quellen ebenfalls Dialoge wiedergeben, welche zum Vergleich herbeigezogen werden könnten. Die Aktua-

293 Viele Daten sind allerdings offensichtlich falsch oder widersprüchlich; auch wurde an mehreren Stellen Platz für einen Nachtrag offengelassen und nie geschlossen (Holm 1959:X, vgl. auch von Platen 1998:103).

294 Holm 1959:XXV nennt zwei wesentlich unterschiedliche Stilarten: erzählende Prosa und „Lamentationen, Gebete und fromme Ergüsse“ (Übers. SM). In Holm 1967:94-98 u. 242-243 geht er ausführlicher auf die für sie typischen Stilzüge ein. Die religiösen Passagen unterscheiden sich stark von den erzählenden. Aus der geistlichen Literatur übernommen sind neben der starken Hypotaxe die Spaltung der Sätze durch Einschübe langer Satzglieder oder Gliedsätze aller Arten. Auch das Lexikon ist hier nicht nur semantisch anders zusammengesetzt, sondern reicher, da Variation und Parallelismen ebenfalls stil kennzeichnend sind – insgesamt ein sehr schriftsprachlicher Stil. Die Verbindung von schwerfälligem Satzbau und lexikalischer Überfrachtung kontrastiert stark mit dem unbeschwert Erzählen des Plots und überfordert Agneta Horn zuweilen, wie mehrere Fehlkonstruktionen in religiösen Passagen zeigen (vgl. Holm 1967:97).

295 Zu den Diskursarten siehe auch Kapitel 3.1.3.1, Fussnote 162.

lisierungen der religiösen Diskurse *Frömmigkeit* und *Lamentatio* andererseits sind im Textverlauf meist wie stilistische Inseln eingebettet, die – obwohl gerade sie die persönlichen Emotionen beschwören – mit sprachlichen Stereotypen operieren und deshalb die private Alltagssprache verzerrt abbilden.

Die reiche Literatur zu Agneta Horns Sprache behandelt vor allem morphologische, orthographische, lexikologische und seit neuestem auch dialektgeographische Fragen.²⁹⁶ Bereits in seiner Einleitung zur kritischen Ausgabe weist Holm darauf hin, dass Agnetas Wortschatz weder reich an Provinzialismen noch an Lehnwörtern ist. Einzigartig ergiebig und interessant sei jedoch ihre Phraseologie, welche die Alltagssprache der Adelskreise um den Mälarsee wiedergibt.²⁹⁷ Selbst unser sehr kurzer Auszug ist reich an bildhaften und sicher zu einem guten Teil phraseologischen Ausdrücken, von denen hier nur die auffälligsten angeführt werden sollen: „Iag måste lel håla hunden“, „thet war föga lif i oss, vtan wi såge vt som bara bitra döden“, „som di vthungradh stöfwarna, som inte weta magehof“, „at wi hafwa ätit vår dödh“, „och stodh ther vt mängen sur och hiärtans biter hårdh dagh och stundh“, „Och hade iagh hos hene i the 2 åhran 6 dagar i hwar weka, och then siunde war söndagen, och ingen bätre än then andra“. Streckenweise liest sich Agneta Horns Lebensbericht wie eine lange Anreihung idiomatischer Versatzstücke.

An Agneta Horns Syntax fällt die häufige Inversion im Hauptsatz auf, ein Stilmittel der altisländischen Sagas und der schwedischen Bibelsprache, speziell des Neuen Testaments von 1526.²⁹⁸ Dabei steht im Vorfeld des Satzes das finite Verb anstelle des Subjektes. Elf der insgesamt 45 Hauptsätze des Auszugs sind so gestaltet – das auch in damaligen Texten seltene Stilmittel kommt in dieser Erzählpassage in einem Viertel der möglichen Fälle zur Anwendung und ist damit sehr gewöhnlich: „Måste wi altså sitia kuar i stätin [...]“, „Och war hans fru mycket ondh derföre [...]“, „Och wore wi båda så vtswälta [...]“, „Och tordez då ingen gifwa oss så mycket mat [...]“, „Och blef iag sedan hos fru eba [...]“, „Tÿ förtogh han migh mängen elak och ondh stundh [...]“, „Och kunde han intet lida [...]“, „Och hade iagh hos hene i the 2 åhran 6 dagar i hwar weka [...]“, „Och gik ingen af dem förbi [...]“, „Och tordes hon aldrigh gå in til fru eba [...]“, „Och gick thet migh så ther [...]\". Eine Übernahme aus der Bibel oder aus Chroniken des 16. Jahrhunderts ist denkbar, aber es könnte sich dabei auch um sprechsprachliche Einflüsse handeln. Heute kennt kein schwedischer Dialekt mehr diese Wort-

296 Die Sekundärliteratur legt ihr Augenmerk vorwiegend auf folgende Aspekte: Wessén 1926 bespricht v.a. den suffigierten Artikel bei den Substantiven und andere auffällige Endungen; Holm 1959 die orthographischen Gewohnheiten und die dahinter zu vermutende Aussprache; Holm 1967 Inversionen und Satzbau; und Holm 2000 beleuchtet anhand Horns Sprache die Methodik der dialektgeographischen Lokalisierung. Eine ganze Reihe hier nicht bibliographierter Artikel behandelt Editions- bzw. Transkriptionsprobleme; eine Auswahl älterer sprachhistorischer Arbeiten zu Agneta Horns Autobiographie verzeichnet Holm 1959:XXXII.

297 Holm 1959:XI; für eine ausführliche Dialektlokalisierung siehe Holm 2000.

298 Holm 1959:XXV; Inversion ist ebenfalls für die Briefe des gleichaltrigen Johan Ekeblad typisch.

folge, doch in damaligen deutschen Texten kam sie oft vor, und bis ins 20. Jahrhundert war sie in wenigen westnorwegischen Dialekten noch anzutreffen.²⁹⁹

Holm bezeichnet Agneta Horns Satzbau der erzählenden Passagen als einfach, wobei auch er sich auf einen sehr kurzen Ausschnitt stützt (ca. 50 Teilsätze).³⁰⁰ In der Tat sind ihre Nebensätze meist nachgestellt und die Satzfolge bildet einen in mündlicher Rede üblichen Argumentationsaufbau nach, was die Lektüre erleichtert. Wenn aber der Nebensatzanteil als approximativer Gradmesser der Syntaxgestaltung dienen darf, ist diese innerhalb unseres Korpus nicht als besonders schlicht einzustufen. Mit 58 % Haupt- und 40 % Nebensätzen liegt sie deutlich in der oberen Hälfte; und selbst wenn die syntaktisch einfacheren protokollartigen Texte aus dem Vergleich herausgehalten werden, liegt sie noch im Mittelfeld der „Erzählungen“. D.h. gemessen an gleichartigen Texten bildet Agneta Horn relativ viele Nebensätze – zwar sind es hauptsächlich alltägliche Relativsätze und nominale Beisätze (vor allem *att*-Sätze), doch nicht ausschliesslich. Semantisch komplexere Satzfolgen sind häufig. Auch die von Holm konstatierte ungewöhnliche Kürze der Teilsätze kann an unserem Korpus nicht bestätigt werden.

Agneta Horns Sprache zeigt im Quervergleich aller Spitzenwerte folgendes Profil: geringer Substantivanteil, hoher Adjektivanteil, hohe Verbvariation, kurze Wortlängen, wenig Fremdwörter, wenig Possessivpronomen, hoher Anteil Personalpronomen erste Person Plural, hohe Subjektwiedergabe durch Pronomen, geringe Subjektwiedergabe durch Nomen, wenig Themen total, Absenz der Themen Institutionen, wenige Abstrakta, wenig Hauptsätze, viele Nebensätze.

Diese Beobachtungen lassen sich nicht an gesicherte Informationen über ihre Ausbildung knüpfen, denn trotz der ausserordentlichen Länge des Lebensberichts und trotz vieler detaillierter Kindheitsschilderungen wird dieser Aspekt darin gänzlich ausgeblendet. Holm schliesst aus der Sprachgestaltung, dass Agneta Horn sicher kein Latein konnte und kein systematisches Schreibtraining erhalten hatte, aber sehr vertraut mit Bibel, Psalmbuch und Andachtsliteratur war.³⁰¹ Aus der Korrespondenz zwischen ihrer Tante und dem Grossvater geht hervor, dass das schwierige Ziehkind im Haus der Tante Katechismusunterricht erhalten hatte, doch ob auch profaner Lehrstoff behandelt wurde, wird nicht gesagt. Axel Oxenstierna, der Verfechter der umfassendsten bildungspoliti-

299 Holm 1967:95. Agneta Horns Inversionen gliedert er in drei Typen auf (S. 242-243): 1) Inversion nach *och*, *men* und anderen Konjunktionen im Vorfeld – in der Prosa des 16. und 17. Jhs. häufig vorkommend; 2) Inversion mit Platzierung eines konnektiven Adverbs nach dem Prädikat – häufig in Chroniken zu finden; 3) Inversion bei „latenter Konnektion“ – damit ist hauptsächlich das häufige *Swaradhe jag* gemeint. In unserem Auszug gehören zehn der Vorkommen in die erste Kategorie, eines in die zweite (*Måste wi altså sitia kuar i stätin*).

300 Holm 1967:96: „Meningsbyggnaden i stycket ovan är i stort sett enkel, huvudsatsernas antal överstiger något bisatsernas (c:a 27:23). De flesta bisatserna är efterställda; tre bisatser är framförställda (två konditionala, en temporal). Någon verklig bisatsforgning finns inte (från nödvändiga relativsatser bortses). Allmänt karakteristisk för stilens är satsernas korthet.“

301 Holm 1967:94.

schen Expansion, die Schweden bis anhin erlebt hatte, liess seine Söhne sehr gut ausbilden, und es ist wahrscheinlich, dass er auch für die Ausbildung der begabten Enkelin sorgte, die in seinem Haus die zusammen genommen längste Zeit ihrer Kindheit verbrachte (auch wenn diese glücklichen Perioden in ihrer Schilderung nur flüchtig aufscheinen, verglichen mit den konfliktreichen Aufenthalten bei anderen Verwandten). Es ist zwar durchaus möglich, dass sie wegen der wechselnden Betreuung eine etwas unsystematische und lückenhafte Ausbildung erhielt, doch andererseits war die Fremdplatzierung von Adelskindern völlig üblich, ohne dass deswegen ihre Ausbildung dem Zufall überlassen wurde.³⁰²

302 Vgl. von Platen 1988:100 u. 109-110.

5.2 Johan Rosenhane (1611-1661)

Seit Johan Rosenhanes Grossvater Jöran für seine Dienste geadelt wurde, bekleideten Männer jeder Generation hohe Staatsämter. Die ambitionierte Familie liess ihre Söhne dafür sorgfältig ausbilden (und auch einige der Mädchen: Johan Rosenhanes älterer Bruder Schering liess seinen Töchtern eine aussergewöhnlich gute Ausbildung zukommen, allen voran Beata, die offensichtlich auf eine Stellung an Christinas Hof vorbereitet werden sollte. Dieses Beispiel gezielter Mädchenbildung sollte allerdings noch zwei Jahrzehnte keine Nachahmung finden.³⁰³⁾ In seiner Autobiographie³⁰⁴ beschreibt Schering Rosenhane die ihm und seinen Brüdern angediehene Erziehung. Ihre ersten Jahre verbrachten sie bei Nyköping in Södermanland. Schering und sein zwei Jahre jüngerer Bruder Johan wurden bis 1620 zusammen von ihrem Hauspriester unterrichtet. Nach dem Eintritt in die Domschule von Strängnäs erhielten beide einen neuen Präzeptor.³⁰⁵ Hauptlehrinhalte in Strängnäs waren sicherlich noch Latein und Theologie; erst ab 1626 wurde der Lehrplan unter Laurentius Paulinus Gothus erweitert und modernisiert.³⁰⁶ Als 1623 die Pest ausbrach, zogen sie an die Schule von Nyköping, und 1625 folgte Johan dem älteren Bruder an die Universität von Uppsala, wo er bis 1630 studierte. 1631 trat er seine Bildungsreise nach Holland, Frankreich, England und Deutschland an; er studierte an Universitäten und Adelsakademien. Seine Laufbahn begann 1636 als Hofmeister bei Herzog Karl Gustav, dem späteren Monarchen, den er auf jener Kavalierstour begleitete, von der schon in Kapitel 4.2.4 die Rede war.

Nach dieser Reise wartete er einige Jahre vergeblich auf einen Dienst, bis er schliesslich im Kielwasser seines wesentlich erfolgreicherem Bruders Schering zum ersten *Landshövdinge*-Amt gelangte. *Landshövdingar* (übers. „Landeshauptmänner“) leiteten die Arbeit der Provinzialregierung (*länsstyrelse*) und waren auf regionalem Niveau die höchsten Vertreter der Staatsmacht.³⁰⁷ Die grösstenteils administrative Aufgabe umfasste u.a. die Steuer- und Provinzverwaltung, die Überwachung der Rechtspflege und die Unterstützung der häufigen Aushebungen. Zur Zeit des Textauszugs, 1652, amtete Rosenhane seit sieben Jahren im heute russischen Wyborg, fernab von Verwandten und Hauptstadt. 1655 gelang ihm die Versetzung nach Linköping. Bis zu seinem Tode 1661 bekam seine vergleichsweise flache Laufbahn noch einmal Auftrieb. Er nahm Ein-

303 S. Kapitel 4, Fussnoten 264 und 265.

304 Schering Rosenhanes levnadsbeskrivning, hg. v. C.C. Gjörwell (= Nya svenska biblioteket 2, 1761-1765) s. 515 ff., 527 ff.; hier zitiert nach Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män (1835-1907), Bd. XII:218 ff.; s.a. Jansson (Hg.) 1995:3 ff.

305 Laut Scherings Autobiographie kam er mit 12 Jahren in die Klasse des Konrektors an der Schule von Strängnäs und bekam als privaten Präzeptor seinen Klassenlehrer. Der jüngere Johan musste sich mit einem Mittelschüler (Djäkne) begnügen. Sie hätten in einer kleinen Kammer beim Bürgermeister gewohnt, seien vom Vater finanziell knapp und ohne Diener gehalten worden, der für sie das Heizen und die Garderobe besorgt hätte (Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män (1835-1907), Bd. XII: 218-219).

306 Vgl. Lindroth 1975:65-69.

307 Teleman (Red.) 1985:139.

sitz im Reichsrat und im Hofgerichtsrat und bekam einträgliche richterliche Ehrenämter in Form von *häradshövdinge*-Posten; diese Sinekuren fungierten als Lohnzuschuss für die höchsten Repräsentanten der Hofgerichte.³⁰⁸

Rosenhane versah sein Amt gewissenhaft und fleissig, wie u.a. auch aus seinen eigenen Tagebüchern hervorgeht. In ihnen protokollierte er in erster Linie den Ablauf und die wichtigsten Ereignisse seines Arbeitstages. Sie sind eigenhändig und in ihrer originalen Form überliefert; es handelt sich nicht um Reinschriften, sondern um täglich oder im Abstand weniger Tage ergänzte Aufzeichnungen, wie man aus dem Erscheinungsbild von Schrift und Tinte sowie aus der äusserst exakten Notierung von Zeit- und Wetterangaben schliessen darf. Die Handschrift wurde 1995 sorgfältig ediert und mit einer ausführlichen biographischen und überlieferungshistorischen Einleitung versehen, die den vorliegenden Anmerkungen hauptsächlich zugrundeliegt.³⁰⁹

Das Tagebuch memoriert die Geschehnisse mechanisch und sehr knapp. Rosenhanes Ziel scheint einzig die persönliche Erinnerungsstütze für die Daten, Personen und besprochenen Themen zu sein. Die Details werden in der Regel nicht referiert, wohl weil sie häufig in anderen, offiziellen Schriftstücken und Briefkopien nachgelesen werden konnten. Ab und zu schimmert ein persönlicher Kommentar durch, doch meistens sind die Notizen emotionslos formuliert. Am Schluss jedes Eintrags wird in ein, zwei formelhaften Wendungen das Wetter beschrieben. Der überwiegende Teil der Tagesnotizen bewegt sich zwischen einer und drei Druckzeilen, deutlich längere Abschnitte sind eher selten. Das Zufallssampling wollte es, dass ein relativ ereignisloser Zeitabschnitt im Sommer 1652 untersucht wurde, doch die eben genannten Charakteristiken stimmen auch für die Eintragungen in turbulenteren Zeiten.

Inhaltlich kreist der Auszug um verschiedene Themen. Juridische Angelegenheiten nehmen den grössten Platz ein. Mehrmals geht es um einen Rechtsstreit zwischen zwei Viborger Bürgermeistern, Johan Plantin und Johan Cröel; sie und andere Involvierte wenden sich an Rosenhane, der die Klage nach etwa einem Monat an das Hofgericht weiterreicht. Auch Beteiligte an anderen Prozessen sowie Bittsteller und Personen, die sich beschweren oder Anzeige erstatten wollen, werden bei Rosenhane vorstellig. Er berichtet von der Zurechtweisung eines Buchhalters und nimmt an mehreren Verhören anlässlich von Ehebrüchen teil.

Wenn Handelsschiffe in den Hafen einlaufen, notiert Rosenhane Anzahl und Herkunftsnationen. Im untersuchten knappen Monat legten 12 holländische Schiffe und eines aus Lübeck in Viborg an, falls seine Notizen vollständig sind. Rosenhane verzeichnet nichts über die Art ihrer Ladung oder über steuer- und zolltechnische Details, die ihn sicher interessierten, vermutlich weil er diese Informationen in der Buchführung der Kanzlei abrufen konnte. Das Tagebuch fixiert einzig die Daten.

Fast täglich begibt er sich ins Rathaus, wo die Tagesgeschäfte anscheinend durch den Streit zwischen den anderen Ratsmitgliedern blockiert sind, so dass er zwischen den Parteien vermitteln muss. Auch ausserhalb des Rathauses nimmt er Aufgaben wahr. In

308 Vgl. Asker 1993:75.

309 Einleitung von Arne Jansson (Jansson (Hg.) 1995:3-14).

Begleitung seiner Frau besichtigt er einen Kalkofen und den Bau einer neuen Mühle. Ein paar Tage später inspiziert er das neue Rathaus, und zusammen mit dem Vermesser steckt er den Grundriss eines neuen Hofes ab. Er notiert auch, dass vierzehn neue Pfarrer ordiniert werden, ohne ihre Namen zu verzeichnen.

Hingegen hält er genau fest, dass er seinem Schwager Pär Ribbing zwei Tonnen Hering und 140 Pelze gesandt hat – sogar der Name des Schiffers wird für einmal notiert. Beim Handwechsel eines steuerpflichtigen Hofes scheint er als Mittler und Zeuge zu amten; auch hier notiert er jedenfalls die Höhe des Kaufpreises. Seine privaten geschäftlichen Eintragungen sind somit detaillierter als die amtlichen. Das unterstreicht den Charakter des Tagebuchs als private Gedächtnisstütze, die im Streit- oder Zweifelsfall summarische Auskunft über die Amtstätigkeiten und detailliertere über persönliche Geschäfte geben sollte.

Für die private Natur der Quelle spricht zweifellos auch das Notieren der Kirchenbesuche mitsamt der Namen der jeweiligen Prediger. Die eng familiären Ereignisse in Rosenhanes Alltag finden ebenfalls Platz, etwa die Anzahl und Namen der Gäste, die Besuche beim kleinen Sohn Carl, der in der Obhut einer anderen Familie ist, und die Spaziergänge mit seiner Frau.

Johan Rosenhanes Sprache zeigt im Quervergleich aller Spitzenwerte folgendes Profil: hoher Substantivanteil, wenige Pronomen, grosser Wortschatz und grosse Wortschatzvariation, viele Einfachnennungen (Hapax), hohe Wortlängen, tiefer Anteil Personalpronomen erste Person Plural, wenig Subjektilgungen, wenige Abstrakta, wenig Thema Körper, kurze Teilsätze, viele Namennennungen, viele Männernennungen. Dieses Bündel auffälliger Merkmale lässt sich durch die eindeutig protokollhafte Textsorte und den Entstehungszeitpunkt erklären. Obwohl die Eintragungen knapp sind, berühren sie sehr viele unterschiedliche Themen, die durch Nomen und Namen exakt definiert werden. Da jedem Ereignis üblicherweise nur *ein* kurzer Satz gewidmet wird, sind stellvertretende Pronomen unnötig. Die geschilderte Arbeitssphäre gibt auch wenig Anlass zu Abstrakta und zur Nennung von Frauen. Das aus relativ langen Wortkörpern bestehende Vokabular, gekoppelt mit der persönlichen Vorliebe für orthographisch komplizierte Schreibungen, resultiert in den hohen Wortlängenwerten. Rosenhanes Text ist der einzige aus Periode 1 mit überwiegend komplexen Spitzenwerten.

5.3 Beata von Yxkull (1618-1667)

Beata von Yxkull wurde 1618 geboren. Ihr Vater, Conrad Reinholdsson von Yxkull, stammte aus baltischem Adel, ihre Mutter war Freifrau Elisabet Oxenstierna. 1636 heiratete Beata von Yxkull Erik Gyllenstierna von Ulaborg, der stetig in höhere Staatscharen aufstieg und schliesslich vor seinem Tod im Reduktionskollegium der ersten Reduktion unter Karl X. Gustav sass. Ihre Aufzeichnungen entstanden 1665, acht Jahre nach seinem Tod. Da residierte sie zusammen mit ihren zwei Töchtern auf ihrem eigenen Erbsitz Steninge bei Märsta und während der Sommermonate in der nahen Hauptstadt. Die zwei jüngeren ihrer vier Söhne, Gösta und Karl, studierten gerade in Uppsala und zogen im Herbst auf ihre Bildungsreise. Conrad und Christofer, die zwei älteren Söhne, hielten sich in Stockholm auf, wo sie ihre Karriere als Administratoren in die Wege leiteten. Sie alle pendelten regelmässig zwischen Uppsala, Steninge und Stockholm und besuchten dabei die Mutter in ihrem jeweiligen Domizil. Das Tagebuch verzeichnet in 47 Eintragungen hauptsächlich die Ankunfts- und Abreisedaten der Familienmitglieder. Die Anpassung der Samplegrösse erforderte die „Streichung“ der letzten neun Notizen, die jedoch sprachlich und inhaltlich völlig mit dem untersuchten Auszug übereinstimmen. Von den insgesamt 38 berücksichtigten Eintragungen behandeln nur sieben ein anderes Thema als die Reisen der Familie: Einmal notiert sie, zwei Boten oder Beauftragte nach Uppsala gesandt zu haben. Einige Briefsendungen und zwei Hochzeiten von Verwandten sind kurz vermerkt. Als sie am 12. August festhält, dass „das Vorhaben“ ihres Sohnes Gösta in der Akademie Uppsala verrichtet wurde, geht es vermutlich um eine Oration oder Abschlussprüfung, denn anfangs Oktober notiert sie, dass Gösta und Karl nun ihre lange Reise ins Ausland antreten.

Sie ist offensichtlich besorgt, denn die knappen Routinenotizen werden anlässlich des Abschieds plötzlich von den zwei längsten Eintragungen des gesamten Jahres abgelöst. Nicht nur die Ausführlichkeit, sondern auch die Formulierungen lassen nun persönliche Emotionen erkennen. Zwar kehren Segenswünsche in fast jeder Notiz wieder, doch überall sonst sind sie so stereotyp formuliert, dass gerade diese formelhafte Repetition ihre Glaubwürdigkeit untergräbt. Sie wirken wie unreflektiert wiederholte gewohnheitsmässige Beschwörungen.³¹⁰ Den selben Eindruck hinterlässt die ständige Bezeichnung ihrer Kinder als „liebenswert“.

Interessant ist, dass die Mutter ihre Kinderschar keineswegs unparteiisch in ihre zärtliche Sprachebettet. Die Söhne werden im Auszug 21-mal genannt – davon nur ein einziges Mal ohne das Epitheth „ælskelig“. Die Töchter hingegen, mit denen sie ständig zusammenlebte, werden nur siebenmal genannt – davon fünfmal ohne schmückendes Adjektiv. Zudem werden alle Söhne stets mit Vor- und oft auch mit Familiennamen bezeichnet; die beiden Mädchen bleiben im Auszug namenlos.³¹¹

310 Vgl. auch Sjöblad 1992:10.

311 Im nicht berücksichtigten Schluss der Quelle erfahren wir, dass eine Tochter Christina hiess (18. November); die andere hiess Elisabet, wie der Einleitung von fremder Hand zu entnehmen ist.

Nun aber, beim Abschied der Söhne formuliert Beata ihre Gefühle plötzlich eindringlicher, spontaner und vergleichsweise originell:

Dän 29 säptämber reste j Jesu Nampen jagh mädh mina ælskelige sönner Gösta och Karl och mina bådha Döttrar ifrån Stäckhålm och til Stenninge gudh uälsinge mine käre sönner nu i Deras på begynta långa resa ack godhe gudh fortsiätia deras uandring siht helgia Nampen til ähra dem siälfua til efuigh och timmeligh uälfärdt i Jesu Nampen Ammen

Dän 3 october reste i Jesu Nampen bådha mina ælskelige käre sönner Gösta och Karl Gyllenstiärna ifrån Stenninge och up til kåpparbärget och sedhan mädh gudhs til hiälp än uidare at fulfölgia sinn uandring utan lans Dän högsta gudh uare deras trogna ledsagare Wandringsbroder och Mägtige beuarare i alla deras uägar och förehafuande och låtte Däm gudhs Nampen til ähra alla sina resser fulländha och lyckeligen igän hemkåmma gudh höre Nådeligen min böñ J Jesu Nampen Ammen

Es sagt wohl einiges über die Formelhaftigkeit des restlichen Textes, wenn diese zwei Zitate die bei weitem wortschatzreichsten, längsten und elaboriertesten Formulierungen ausmachen! Die Knappheit und Monotonie der Notizen könnte zunächst damit erklärt werden, dass es sich nicht um ein fortlaufend verfasstes Tagebuch, sondern um Eintragungen in einem vorgedruckten Almanach handelt, wo der Platz oft eng bemessen ist. Doch im vorliegenden Fall kann Platznot nicht als Argument gelten, weil für Notizen separate Blätter eingebunden sind und nur ein Bruchteil des verfügbaren Freiraums genutzt ist. Es ist hingegen offensichtlich, dass Beatas Almanachsnotizen eine eng chronistische Funktion haben und nur bei ausserordentlich emotionalen Anlässen etwas ausführlicher und persönlicher geraten. Die grundsätzliche Schwierigkeit, Tagebücher von Almanachen zu unterscheiden, formulieren auch die Herausgeberinnen der Bibliographie zur Autobiographik schwedischer Frauen mit explizitem Bezug auf den „Grenzfall Beata von Yxkull“. Primär halten sie die Ausführlichkeit der Notizen für entscheidend, ob Almanache als Tagebücher zählen, im vorliegenden Falle kategorisieren sie aber etwas grosszügiger, weil der Text zu den allerfrühesten weiblichen autobiographischen Texten in schwedischen Archiven zählt.³¹² In Übereinstimmung damit wurde der Text auch in unser Untersuchungsmaterial aufgenommen; doch die „sprachlichen Konsequenzen“ der zweifelhaften Textsortenkategorisierung sind unübersehbar.

Verglichen mit den anderen, ausführlicheren Tagebüchern sind hier äusserst wenige Themen angesprochen. Der Text enthält hauptsächlich Namen und verhältnismässig wenige Substantive. Die immer gleichen Geschehnisse werden mit den immer gleichen Worten formuliert, was die negativen Spitzenwerte in der Variation der verschiedenen Wortarten zur Folge hat. Die reduzierte Thematik, gepaart mit der Monotonie und der Kürze der Eintragungen, resultiert in den mit Abstand niedrigsten Wortschatzwerten des gesamten Korpus und ebenso tiefen Syntaxwerten. Der Text weist in allen drei wichtigen Quervergleichen, d.h. nach Geschlecht, Textsorte und Periode, die meisten und tiefsten Spitzenwerte auf. Die Grafiken zeigen es optisch: Der Text steht in aller Regel ganz abseits oder am äussersten Rande der Skala, denn er weist die meisten Ausreisser

³¹² Hättner/Larsson/Sjöblad 1991:2 u. 13; Sjöblad 1992:9-10.

und Spitzenwerte auf. Dass er in so vielen Untersuchungsmerkmalen überaus deutlich vom Restkorpus abticht, sollte als klarer Hinweis für seine Fehlkategorisierung gedeutet werden. Er ist offensichtlich innerhalb des Korpus nicht mit den anderen Tagebüchern zu vergleichen. Andererseits wirkt Beata von Yxkulls Handschrift geradezu aussergewöhnlich ästhetisch, regelmässig und routiniert, völlig ohne Fehlschreibungen oder Korrekturen, und ihre orthographischen Gewohnheiten sind sehr konstant; mit Sicherheit war sie keine ungeübte oder sporadische Schreiberin. Deshalb darf die sprachliche und inhaltliche Eingeschränktheit wohl zu Recht als Anpassung an die von der Autorin intendierte Textsortenfunktion verstanden werden: Im Almanach sollten lediglich die wichtigsten Daten des direkten und brieflichen Kontaktes im engeren Familienkreis festgehalten werden.

Yxkulls Text weist im Quervergleich der Spitzenwerte ein kleines Lexikon und niedrige Gesamtlexikon-, Substantiv-, und Adjektivvariation und Hapaxvorkommen auf. Die Pronomenverteilung zeigt viele Possessivpronomina und Personalpronomina der dritten Person Singular maskulin, hingegen wenige der dritten Person Singular feminin und ersten Person Plural. Charakteristisch sind viele Namen und damit viele Subjektbildungen mit Namen, während Pronomina diese Funktion selten erfüllen. Sie verwendet viele Schlüsselbegriffe, insbesondere – und darin spiegeln sich die regelmässigen Glückwünsche – als abstrakt kategorisierte Begriffe, aber wenige oder keine zu den Themen Institutionen und Körper. Sie weist Höchstwerte bei den Hauptsätzen und unvollständigen Sätzen auf, jedoch wenig Nebensätze. Ihre Teilsätze sind eher lang.

In einem kurzen Exkurs soll hier der vorgedruckte Almanach besprochen werden, denn obwohl in schwedischen Archiven viele Privatnotizen der Epoche in solchen Kalendern enthalten sind,³¹³ steht Beata von Yxkulls Almanach innerhalb unseres Korpus allein. Es handelt sich um einen umfangreichen Kalender, der das ganze Jahr über mit Lesestoff versorgt, am ehesten noch vergleichbar den heutigen Bauernkalendern. Solche Kalender erreichten grosse Auflagen und sind oft hochinteressante Zeitzeugen.³¹⁴ Der Zufall will es, dass gerade der hier verwendete Almanach in vielem ein Miniaturzenarium der wogenden Auseinandersetzungen um die alten und neuen Wissenschaften darstellt.

Als Autor des durchgängig deutsch verfassten „sonderbaren Christenkalenders“ zeichnet Johann-Henrich Voigt, „Philomathematico zu Staade“. Zunächst widmet und empfiehlt er das Druckwerk in drei komplizierten Vorreden dem Schutz Karl XI., dessen Mutter Hedvig Eleonora und den fünf mächtigsten Männern des Landes: Reichstruchsess Graf Per Brahe, Reichsmarschall Graf Carl Gustav Wrangel, Reichsadmiral Graf Gustav Otto Stenbock, Reichskanzler Graf Magnus Gabriel de la Gardie und Reichsschatzmeister Freiherr Gustav Bonde (die Widmung brachte ihm später den Titel „Mathematicus et Astronomus Regius“ und die jährliche Pension von 200 Reichstalern³¹⁵).

313 Sjöblad 1992:10.

314 Eine umfassende Darstellung der schwedischen Almanachliteratur ist Klemming/Eneström 1878-79.

315 Nordenmark 1959:95 (zitiert nach Hansson 1986:38).

Danach spannt Voigt mittels einer etwas angestrengt wirkenden Analogie zwischen Machtelite und astrologischem Firmament den Bogen zum Thementeil des Kalenders. Die „Comparation zwischen denen himmlischen Stern≈ und Schwedischen Reichs≈Regenten“, zwischen dem König, der „Schwedischen Reichs≈Sonne“, seiner Mutter, dem „Schwedischen Reichs≈Monde“ und den fünf Räten alias „Reichs≈Planeten“ ist immerhin zweckmässig, denn astronomische und astrologische Fragen machen danach den Grossteil des Almanachs aus. Diese Themenausrichtung dominierte Schwedens gesamte Kalenderliteratur der zweiten Jahrhunderthälfte, ob sie nun schwedische Originaltexte oder Übersetzungen waren. In der Sparte der übersetzten Kalender wurde Voigt in den folgenden Jahrzehnten der Branchengrösste: Bis 1700 übertrug er rund 50 deutsch verfasste Almanache ins Schwedische.³¹⁶

In Yxkulls deutschsprachigem Almanach will Voigt die Leserschaft erklärtermassen unterhalten *und* unterrichten, was die uns oft absonderlich anmutende Mischung von Gedanken und Themen erklärt, die er präsentiert. Da steht Biblisch-Theologisches gleich neben Glückszahlen, Horoskopen, Mondkalendern und Wettervorhersagen für das ganze Jahr. Praktische Ratschläge für Acker und Garten, Küche und Stall, Kinder- und Krankenpflege stehen neben Anweisungen zum rechtzeitigen Aderlass, Schröpfen und Baden. Die meisten dieser Konzepte sind mittelalterlicher oder antiker Herkunft und zu einem guten Teil hermetisch-alchemistischer Art. Solche Inhalte sind in ähnlicher Zusammensetzung typisch für die vielen sich konkurrierenden Almanache, deren Verfasser oder Herausgeber auch vor Plagiaten und unzimperlichem Nachdrucken fremder Erzeugnisse nicht zurückschreckten. Vor allem astrologische Texte und spektakuläre Geschichten machten so oft „die Runde“ durch halb Europa. Voigt bekundet zwar bei jeder Gelegenheit seine Geringschätzung für solch abergläubisches Geschwätz – doch vermutlich hing der Verkaufserfolg davon ab, da auch er (oder sein Verleger Caspar Holwein) nicht ganz darauf verzichten konnte. Bis hin zum offenen Spott gehen seine Kommentare:

Denen Herren *Chymicis* und *Alchymicis* zugefallen / setzen etliche auch Erwehlungen / zu deren *ascendiren* / *augmentiren* / *coaguliren* / *digeriren* / *decoloriren* / *figiren* / *filtriren* / *graduiren* / *granuliren* / *mixtiren* / *perlutiren* / *præcipitiren* / *resolviren* / *reverberiren* / *sublimiren* / *tingiren* / (worumb nicht auch *Schuriguliren*³¹⁷) [...] Viel ander Dinge gehe ich / theils als Albere / theils als Fürwitzige / theils als Abergläubische / der wahren *Astrologia* verkleinerliche / und Christen unziemliche Putzen und Fratzen vorbey: Denn was ists? Dass man gantze Tabellen anflicket, wenn gut / mittel oder böse Kleider anlegen / Zank anfahen [...]: Bey rechtschaffenen Kunstverständigen findet man solche Hudeley nicht / sie wissen mit guten Materien ihren Calender doch voll zu machen ; Die aber bessers nicht haben / bringen solches Augen≈geplärz zu Marckte [...]³¹⁸

316 Ab 1690 kehrte sich allerdings als Folge einer neu eingerichteten Zensurstelle das Verhältnis zugunsten der schwedischen Originaltexte. Vgl. Hansson 1986:37ff.

317 „Schuriguliren“ ist wohl eine die Fachsprache karikierende Ableitung von „schurigeln“, einem regional begrenzten Ausdruck für „quälen“. Vgl. Kluge 1999:745.

318 Voigt 1665; Kap. 6 („Von Erwehlung der Zeichen und Zeiten: Zum Aderlassen / Schrepffen / Baden / Artzneyen / Säen / Pflantzen / Holzfällen / Haar-abschneiden“).

Voigts hatte Besseres zu bieten; seine eigene Passion galt Arithmetik, Geometrie, Vermessungs- und Fortifikationskunst, Buchhaltung und Astronomie, über die er doziert und publiziert habe, wie er im Vorwort schreibt. Obwohl „ein Ehrliebender Mann den Nahmen eines Calender≈Schreibers fast nicht unbillig scheuet“, habe er sich von einem Buchdrucker dazu bewegen lassen, und er setzt auf ein bildungswilliges Publikum. In der fortlaufenden Rubrik „Historien≈Calender“ referiert er den neuesten Kenntnisstand über die Geschichte der Stadt Stade; und der „Gesprächs≈Calender“ erklärt allerlei „mathematische Raritäten“ wie die Kugelform der Erde und wie sie bewiesen werden kann, wie man den Äquator und den Erddurchmesser berechnet, ferner den Querschnitt, die Erdoberfläche, den Rauminhalt des Planeten. Nach diesen geometrischen Kunststückchen folgt die entscheidende, physikalische Frage: „Worauff ruhet oder stehet denn solche Weltkugel?“. Als Antwort wird das altbewährte geozentrische Himmelsmodell erläutert, wonach die sieben Planeten Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn und am entferntesten die Fixsterne wie bewegliche, aber trennende Schalen um die Erde kreisen, vergleichbar dem Aufbau eines Eies.

Was ist dann davon zu halten / wenn gesagt wird / dass nicht der Himmel von Osten nach Westen / (wie man siehet und meynet) sondern die gantze Erd≈Kugel von Westen nach Osten beweget und herumb geführet werde / der Himmel aber stille stehe?

Diese Frage ist bey hochgelahrten Astronomi lange Zeit gestritten / und noch nicht entscheiden [sic]; Giebt oder nimpt aber der Astronomie oder Himmels≈Kunst nichts / wenn nur ihre *Hypotheses* recht verstanden werden.

Eins aber wisse: wenn die Erd≈Kugel, deren Umkreys 5400 Meilen / sollte von Westen nach Osten umblauffen / so müste sie jede Stunde 225≈ und jede Minut 3 3/4 Meilen fortrücken [...] Wenn nun eine Canon≈Kugel im Bogenschuss / ehe sie zur Erden fält / eine Minuten≈Zeit bedarff / und (e.g.) hier zu Stade auffm Burg≈Wall ein Stück Ostwerts / gegen Twielenfleht gepflanzet und gelöset würde / so würde in wehrender Minuten≈Zeit / weil die Canon≈Kugel in der Lufft / die Erde unter der Kugel weg / gegen Osten 3 Meilewegs fortwaltzen / und die Kugel Westwerts / jenseits der Himmelpforten zur Erden fallen : Und solches beredet mich / dass der Erden Fortwaltz≈ oder Umblauffung noch nicht glauben kan.

Was darentgegen / von mit herummlauffender Lufft und sonst / wieder eingeworffen wird, ist noch ungereumbter / hat aber hier nicht raum.

Jedoch haben beyde / *Ptolemaici*, welche den ummlauff des Himmels bejahren / und auch die *Copernicæi* welchen denselben verneinen / starcke *fundamenta* ihrer *Opinio-*
nen, die sich wol lesen lassen.³¹⁹

Dem Almanach wurde hier deshalb viel Platz eingeräumt, weil er ein eindrückliches Abbild der eigentümlichen Mischung aus schlichtem Aberglauben, aus modernen und scholastischen Ideen, aus wissenschaftlichen und philosophisch-theologischen Axiomen abgibt, die die Menschen beschäftigten. Weiter oben wurde dargelegt, wie ab 1660 an den schwedischen Universitäten die cartesianische und mit ihr die kopernikanische Physik von der Bildungselite übernommen wurden; doch dies traf nicht auf alle Gebildeten zu, wie die erbitterten akademischen Streitereien belegen, und erst recht nicht auf die Allgemeinheit. Abseits der Akademien vertraten die Lehrkräfte vielerorts noch Jahrzehnte später das scholastische Modell. Es mag daher erstaunen, dass Voigt bereits

319 Voigt 1665: November- und Dezember-Rubrik.

1665 die neuen Konzepte in seinen Schreib=Calender aufnimmt, aber nicht verwundern, dass er sich eher abwartend bis ablehnend dazu äussert.³²⁰ Ob sich allerdings Beata für die bildenden Seiten ihres Almanachs überhaupt interessierte, ist ungewiss. Weder das Prognosticon noch die Wissensrubriken lassen Spuren einer Beschäftigung erkennen. Ausser auf den dafür vorgesehenen leeren Seiten hat die Besitzerin keinerlei Notizen im Kalender hinterlassen, wenn man von siebzehn kommentarlosen Kreuzlein neben der Datumskolonne im Abstand von drei bis vier Wochen absieht.³²¹

Möglicherweise bereits zu Lebzeiten rankten sich um Beata von Yxkull Sagen. Sie soll ihre Untertanen geschunden haben, gar mit dem Teufel einen Pakt eingegangen und zuletzt zur Hölle gefahren sein. Lag den Schauergeschichten der Name des Hauptgutes ihres Mannes zugrunde, „Pintorp“, der „Peinigung“ assoziiert (und gegen Ende ihres Lebens zu „Eriksberg“ umbenannt wurde)? Jedenfalls wurden diverse Fragmente europäischer Wandersagen, u.a. einige pittoreske Gruselmotive und jenes des unmenschlichen Gutsherrn, auf Beata übertragen – allerdings nicht nur auf sie.³²² Die Überlieferungen um die „Pintorpafru“ wurden langlebig und inspirierten bis in die Gegenwart zu Balladen, Schillingdrucken, Sagen, Vertonungen, Dramen und Filmen.³²³

320 Hansson (1986) befasst sich ausgiebig mit dem Eindringen der neuen Wissenschaftskonzepte in die Almanache und damit verbunden mit dem Verdrängen der astrologischen-hermeneutischen Inhalte, das aber erst ab 1690 richtig vollzogen sei. Voigts Produkte bezeichnet sie allerdings als traditionalistisch, obwohl die Zitate aus diesem frühen Kalender von 1665 das Gegenteil vermuten lassen, da sie die neuen Themen bereits aufgreifen und sich dezidiert gegen alchemistische Inhalte aussprechen. Möglicherweise schloss Hansson diesen Almanach nicht in ihr Untersuchungsmaterial ein, weil er auf Deutsch verfasst ist.

321 Mit „X“ angekreuzt sind der 17. Januar; 10. Februar; 2./24. März; 18./25. April; 9. Mai; 1./26. Juni; 20. Juli; 11. August; 7./18./25. September; 17. Oktober; 11. November; 7. Dezember.

322 Viele Gutsherrinnen standen damals im Ruf, herzlos und raffgierig zu sein. Im Jahrhundert des auf Kosten der Bauern expandierenden Adels war die Realität oft hart für die untergebene Landbevölkerung, die zwar offiziell nicht leibeigen war, aber faktisch vom Goodwill der Herrschaft abhing, da sie ihr Land nicht nach Gutdünken verlassen durfte. Die zunehmende Armut, Unglücksfälle oder Krankheiten zwangen auch freie Bauern, ihren Boden dem landhortenden Adel abzutreten. Auf diesem Nährboden gediehen Hass- und Gruselgeschichten. In einigen Quellen wird nicht Beata, sondern eine Vorfahrin ihres Mannes, Anna von Vinstorp, die 1508 das Gut erwarb, als „Pintorpafru“ genannt; und ähnliche Geschichten ranken sich um andere Frauen, so auch um die bereits erwähnte erfolgreiche Geschäftsfrau Margareta Huitfeldt (s. Fussnote 267). Ihr wurden erpresserische Landerwerbungen und andere Machenschaften nachgesagt, die die Bevölkerung in den Ruin getrieben hätten. Eine Überprüfung der Grundbücher zeigt aber, dass die fraglichen Güter bereits Generationen vor ihr im Besitz ihrer Familie gewesen waren und Frau Huitfeldts Geschäftsgewohnheiten auch sonst nicht von den damals üblichen abwichen. (Wikström 2001).

323 Zur Tradition und Motivgeschichte der „Pintorpafru“ s. Nordin-Grip 1942. Für die Vertonungen, Filme und Dramen muss der Hinweis auf einige Archive (bzw. ihre Internetseiten) genügen: Språk- och folkminnesinstitutet (SOFI); Dialekt-, ortnamns- und folkminnesarkivet i Göteborg (DAG); Statens musikbibliotek.

5.4 Petrus Magni Gyllenius (1622-1675)

Peder Måansson wurde 1622 als sechstes von sieben Kindern einer värmeländischen Bauernfamilie auf dem Hof Södra Tofta in der Bucht von Ölme (bei Karlstad) geboren. Vom Inselchen Gullingsholmen, das in der Nähe seines Elternhofes lag, liess er sich als 17jähriger Seminarist zu seinem lateinischen Zunamen inspirieren.³²⁴ Er führte zeitlebens ein minutiöses Tagebuch, von dem grosse Teile eigenhändig erhalten sind.³²⁵ Gyllenius erscheint darin von einem ausgeprägten historischen und narrativen Denken beseelt, das er offensichtlich mit seinen Verwandten teilte. Seine Freude an einer guten Geschichte lässt uns wie durch eine angelehnte Tür in värmeländische Bauernstuben spähen und mithorchen, welche Gerüchte und Ereignisse die Leute beschäftigten. Man erzählte sich viel, und die besten Geschichten waren Gyllenius immer wieder eine Seite seines Tagebuches wert. Nach einer ausführlichen Familiengenealogie setzen seine Aufzeichnungen bereits in der Zeit kurz nach seiner Geburt ein, an die er sich kaum selber erinnern konnte. Die alten Familiengeschichten und die Episoden aus seinen ersten Lebensjahren wurden ihm wohl von seiner Mutter, die sehr alt wurde, erzählt. Schon als er zweieinhalb Jahre alt war, starb sein Vater, doch Gyllenius malt uns diese Szene aus, als ob er sich daran erinnern könnte. Der Grossvater habe dem kleinen Peder immer wieder ergriffen die Todesstunde seines Vaters geschildert, bis bei beiden die Tränen flossen. Aus den frühesten Kindheitsjahren hält Gyllenius einige Reisen mit der Mutter zu Verwandten und Jahrmarkten, die durchlittenen Kinderkrankheiten und Unfälle, Unwetter und Stürme fest. Mit acht Jahren begann er, das Vieh zu hüten, und er wurde allmählich in der Landwirtschaft und Fischerei eingesetzt. Liebevoll hält er die Landschaft dieser Kindheitserlebnisse fest, bis hin zur Bodenbeschaffenheit einzelner Wiesen des Familienbesitzes. Dieser Gewohnheit wird er bis ins hohe Alter treu bleiben und sehr viele Zeilen seines Papiers für das Wetter und den Zustand der passierten Land- und Wasserwege verwenden, obwohl der Nutzen solcher Informationen für die Nachwelt wenig einleuchtet. Zum Jahresende summiert er meist im Rückblick die wichtigsten Ereignisse, vor allem aber nochmals den Verlauf des Wetters samt seinen Auswirkungen auf die Ernte und auf die Preisentwicklung und ihren sozialen Folgen.

Das Tagebuch ist ein strukturiertes Projekt, wie bereits der Titel ankündigt: „*Diarium Gyllenianum, per certas Decurias dispositatum, in quo Vita, Acta et alia accidentia Gyllenij breviter ostenduntur et indicantur*“. Die Gliederung in Lebens-Jahrzehnte wird durchgehalten, wenn man vom Jahr 1662 absieht, wo sie aufgrund einer Lakune verloren ging. Mit 31 Jahren hält Gyllenius zum ersten Mal Rückschau und stellt fest, dass er in jedem zehnten Jahr dem Tod ins Gesicht sehen musste; es sei sein eigentliches „*annus climacterius*“. Gyllenius erweist sich immer wieder als Systematiker, bestrebt, in vielem eine möglichst regelmässige und vollständige Struktur aufzudecken, ob dies

³²⁴ Gyllenius 1663:42-43.

³²⁵ Im Folgenden ist stets von „Tagebuch“ die Rede, weil es sich um durchgehend datierte Eintragungen handelt. Der untersuchte Auszug enthält allerdings eher lange Eintragungen, die mehrere Sätze umfassen, und wurde deshalb als erzählende Textsorte kategorisiert.

nun den Verlauf seines Lebens betreffe oder die unvermittelt eingeschobene Aufzählung aller Zuflüsse des Vänernsees.

Bis er vierzehn ist, fehlen die Datumsangaben oft, manche sind auch ungefähr oder mit den wichtigsten Feiertagen definiert. Dies ändert sich deutlich 1636, wo regelmässigere und genaue Datumsangaben einsetzen, als Gyllenius seinen Präzeptor erstmals auf eine ausgedehnte Reise begleitet. Vielleicht wurde er von da an zu Übungszwecken mit dem Führen eines Tagebuchs beauftragt.

Über das ganze Diarium verteilt kommen öfters Antizipationen vor; es muss also zumindest über weite Strecken die Reinschrift von Notizen sein. Die meisten Vorwegnahmen bleiben im Rahmen von ein paar Tagen, doch in einzelnen Fällen liegen mehrere Monate zwischen den zusammengefassten Ereignissen.³²⁶ Auf eine grosse, vielleicht sogar mehrere Jahre umfassende Verzögerung bis zur Reinschrift weist beispielsweise der Eintrag vom 24. Juli 1651:

Den 24. Fick jagh min Orationem färdigh aff trycket, aff hvilcken tvenne arck bleffvo
then tijden trycken, men thet tridie eller fremste arcket bleff tryckt år 1652. om våren.

Samma dagen klockan 12. drogh jagh til Korpo, och kom till Rimitto til natten, thär vij
voro vidh en liten holma hooss altijdh hörass spöke.³²⁷

Die verwendete Edition enthält keinen Hinweis auf eine nachträgliche Ergänzung, beispielsweise am Seitenrand. Der Eintrag scheint in einem Guss in einer offensichtlich viel später erfolgten Reinschrift entstanden zu sein, bei der Gyllenius eigentümlicherweise immer noch Wert auf stundengenaue Zeitangaben und auf das Notieren gehörter Geschichten legt. Bei der Lektüre taucht zuweilen die Frage auf, für wen und zu welchem Zweck diese Aufzeichnungen entstanden. Sie sind eine eigentümliche Mischung; auf der einen Seite stehen präziseste, aber für die Nachwelt sicherlich uninteressante Details und redundante Informationen, die auch bei der Reinschrift nicht getilgt werden. Diese Präzision läuft aus narrativer Sicht zudem meist ins Leere, denn die zahllosen Angaben von besuchten Orten und Personen werden so gut wie nie mit den dazugehörigen Erlebnissen und Gesprächen verbunden (die Anspielung auf die Gespenster im obigen Zitat ist insofern untypisch). Solche Eintragungen können nur als persönliche Gedächtnissstütze gedacht sein. Andererseits funkeln viele Passagen geradezu von einer grossen Erzähllust, die wiederum weit über das hinausgeht, was für das Memorieren des Gehörten unabdingbar wäre. In diesen Abschnitten scheint Gyllenius für Dritte zu schreiben.

³²⁶ Ich arbeitete mit der Erstausgabe von 1882. Ihr Herausgeber, Reinhold Hausen, bespricht in seiner auch sonst sehr knappen Einführung keine paläographischen Aspekte. Meine Folgerungen zur Entstehungsgeschichte des Textes bauen daher nur auf Beobachtungen zum Textinhalt, vor allem den Verschiebungen zwischen der Chronologie der Ereignisse und ihrer textlichen Darstellung. Kurz nach dem Abschluss dieses Kapitels fand ich in einem Artikel von Daniel Toijer, dem Herausgeber der zweiten Edition (Gyllenius 1962), die Bestätigung, dass meine Annahmen richtig sind. Der ganze Text sei eine „leichtlesbare eigenhändige Reinschrift des Verfassers“ (Toijer 1977:47).

³²⁷ Gyllenius 1663:165.

Sehr aufschlussreich sind die Jahre, in denen wir dem langen Ausbildungsweg des Bauernjungen zum Pfarrer folgen können. Gyllenius hat als erster Schwede eine detaillierte Schilderung des damaligen Schulsystems hinterlassen und damit wesentlich zu unserem Wissen über den Alltag an einer Provinzschule beigetragen – notabene aus der Sicht von Schülern *und Lehrern*.³²⁸

Die rurale Harmonie der ersten Lebens- und Text-Dekade fand pünktlich zu Beginn des elften Lebensjahres – am Gründonnerstag – ihre Auflösung mit dem Erscheinen eines fremden „djäkne“, wie die Absolventen der Lateinschulen und Gymnasien in Schweden genannt wurden.³²⁹ Der junge Mann durfte wegen des übeln Wetters auf dem Hof übernachten und verkaufte bei der Gelegenheit Gyllenius‘ Mutter ein „Abcd“-Buch. Wohl als Gegenleistung für die Gastfreundschaft lehrte er den kleinen Gyllenius am selben Abend die Buchstaben zu lesen und auseinanderzuhalten. Nach dieser Initiation hing der Bildungsgang noch eine ganze Weile lang offensichtlich vom Zufall ab. Ende April kam ein anderer Jüngling auf den Hof, der Gyllenius drei Wochen lang beim Viehhüten begleitete und den ABC-Unterricht weiterführte. Im Sommer lernte er während acht Tagen von einem weiteren Besucher das Lesen des Katechismus. Ab Ende November durfte er auf dem Pfarrhof am Privatunterricht teilnehmen. Schon nach zwei Tagen bekam der Pfarrer Mitleid wegen des langen Schulweges und erbot Gyllenius freie Kost und Logis. Als Gegenleistung musste er Holz hacken und zweimal täglich feuern. Zwei Jahre lang konnte er auf diese Weise zum Unterricht. Im Dezember 1635 verliess er den Pfarrhof, denn seine Studien seien wegen allzu vieler Hindernisse nicht sehr schnell vorangegangen – vermutlich musste er oft und lange auf dem Pfarrhof arbeiten. Aus dieser Zeit nennt er elf Mitschüler, von denen die schnellsten schon bald an die Schule weitergezogen seien.³³⁰

Im Februar 1636 begleitete er „för experiens skuldh“ den Pfarrer auf einer einmonatigen Reise dem ganzen Ostufer des Vänern entlang bis hinunter nach Vänersborg und zurück. Danach sei er fest entschlossen gewesen, in die Schule zu gehen. Tatsächlich konnte er im Mai in Karlstads läroverk in der untersten Klasse einziehen.

Von Anfang an wurde ihm von der Schulleitung das Recht zum „sockengång“ zugesetzt, der den ärmeren unter den Schülern die Ausbildung ermöglichen sollte. Zwar hatte der Reichstag schon 1624 diese Art der Studienfinanzierung verboten, weil sie die Studienzeit verlängerte und die Bevölkerung belästigte, doch in Karlstad wurde daran noch während Gyllenius‘ ganzer Schulzeit festgehalten.³³¹ Aus Gyllenius Aufzeichnungen geht hervor, dass dies allein nicht zum Überleben ausreichte. Seine Mutter konnte ihn wohl kaum unterstützen, denn 1637 musste der ganze Weiler nach einer Feuersbrunst

328 Von Platen 1981:62.

329 Laut SAOB [D1825] stammt der Begriff von mlat. *diaconus*. Nur im ostnordischen Sprachgebiet wurde diese kirchliche Funktionsangabe mit der Zeit zur üblichen Bezeichnung für Mittelschüler, weil die älteren unter ihnen den kirchlichen Würdenträgern gewisse Aufgaben abnehmen mussten – ein schönes sprachliches Resultat der institutionellen Verflechtung von Kirche und Schule!

330 Gyllenius 1663:15-21.

331 Toijer 1977:48.

wieder aufgebaut werden. Bis zum Universitätsabschluss musste er immer wieder viel Zeit zum Dazuverdienen aufwenden, zuerst als Knecht, später als Privatlehrer.

Ökonomische Fakten bestimmten den Verlauf des Schuljahres. Nicht nur die bedürftigeren Schüler, sondern auch die meisten Lehrer gingen mehrmals jährlich „ostiatim“, d.h. sie klapperten die ihnen zugewiesenen Haushalte der Kirchgemeinde ab und zogen die direkten Schulsteuern in Form von Geld oder Naturalien ein. Das äusserst zeitraubende Privileg war nicht nur Schülern vorbehalten, sondern auch ein Lohnbestandteil der Lehrer und Pfarrer, die auf diesem Weg als Steuereinzieher amteten. Diese drei Bevölkerungsgruppen verbrachten daher jedes Jahr viel Zeit auf Wanderschaft im Bezirk. Da Gyllenius zeitlebens Schüler, Lehrer oder Pfarrer war, war er ständig unterwegs, und vermutlich verdanken wir sein Tagebuch dem Umstand, dass er sorgfältig über die Daten und Orte seiner Bittgänge und seiner Amtsausübung Buch halten wollte.

Die Kirchgemeindegänge waren beschwerlich oder sogar gefährlich und oft genug auch Quelle unerfreulicher Begegnungen. Die entferntesten Touren führten von Karlstad bis in die Kirchengemeinden an der norwegischen Grenze und bedeuteten ohne weiteres mehrere Hundert Kilometer Wegstrecke, bis die Knaben wieder vor der Schulpforte standen, und dies drei- bis viermal pro Jahr! Wer es sich gerade leisten konnte, versuchte meist sein Privileg zu tauschen oder zu verkaufen. Gleich nach der Zuteilung der Bezirke am Ende der Schulperioden setzte jeweils ein reger Tauschhandel nach geographischen oder ertragsorientierten Kriterien ein. Das Resultat war wohl, dass die bedürftigsten unter den Schülern am längsten unterwegs waren und verhältnismässig am wenigsten daran verdienten.³³²

Das Schuljahr begann im August und wurde zum ersten Mal anfangs Oktober unterbrochen, wo man etwa zwei Wochen lang „ostiatim“ ging. Von November bis kurz vor Weihnachten war wieder Unterricht. In der freien Zeit bis Ende Januar gingen wieder alle ein bis zwei Wochen auf „sockengång“, dann wieder zur Schule bis anfangs April. Der April wurde wieder zur Mittelbeschaffung verwendet. Von Mai bis Ende Juni war wieder Unterricht. Doch auch die Unterrichtsphasen waren nicht sakrosankt; Gyllenius und seine Mitschüler verbrachten im Lauf der Jahre etliche Wochen damit, für ihre Lehrer im Wald zu holzen oder sonstige Hilfsarbeiten zu erbringen.³³³ Jeden August war zudem „nöttervecka“ – alle wurden für acht Tage „dimitterat til att colligera nötter“ und schwärmen aus, um Nussvorräte anzuhäufen.³³⁴

Bei seinem Schuleintritt war er 14 Jahre alt, und erst mit 26 zog er an die Akademie von Åbo weiter. In Karlstad durchlief er gemäss der Schulordnung von 1611³³⁵ jede Klasse in zwei Jahren, und die eben beschriebenen Ablenkungen verlängerten die Studienzeit mittelloser Knaben drastisch. In seiner Mittelschulzeit hatte er vier verschiedene „djäknar“ als Informatoren, doch bereits ab 1641 lernte er ohne fremde Hilfe, wohl

³³² Gyllenius 1663:35, 37, 41 etc.

³³³ Gyllenius 1663:40, 64 etc.

³³⁴ Gyllenius 1663:28, 37, 63, 70 etc.

³³⁵ Der Hinweis auf die Studienordnung ist von Platen 1981:62 entnommen.

aus Geldmangel.³³⁶ Aus dem selben Grund wurde er mit 17 Jahren erstmals selber Informator für andere Schüler. Bis zu seiner Abreise erteilte er 53 Schülern Privatunterricht in verschiedenen Fächern, darunter acht Mädchen aus vier Familien, die alle elementaren Leseunterricht erhielten. Das Tagebuch listet am Ende der Seminaristenzeit säuberlich die Namen aller Privatschüler und meist auf den Tag genau auch den Zeitraum des Unterrichts, bisweilen sogar die erteilten Fächer auf! Gyllenius' Freude an der Vollständigkeit geht noch weiter: Sogar die Namen aller 142 Mitschüler und aller Lehrer, inklusive Vor- und Rückblicke auf deren Karriere, trägt er zusammen.³³⁷ Auch an der Akademie in Åbo nahm er sofort wieder Informatorenaufträge an.

Aus der gesamten Schul- und Studienzeit erfahren wir indessen keine Silbe über die Lehrinhalte. Gyllenius verzeichnet die Titel und Themen abgelegter Examen, Disputationen und Reden sowie die Publikation gedruckter Werke, doch er bespricht in keinem einzigen Fall Inhaltliches oder Argumentatorisches. Umso mehr Platz widmet er praktischen und finanziellen Dingen.

So erfahren wir manchmal, wie einträglich ein „sockengång“ war. Auf den meisten Touren gingen die Schüler, wohl zur Sicherheit, zu zweit, und am Ende wurde geteilt. Die Tour vom Herbst 1643 brachte ihm „4 lispund bröd 3 lispund kiött och tre daler kopper“ ein, d.h. etwa 34 kg Brot, 25 kg Fleisch und Bargeld, das etwa drei Tageslöhnen eines Grubenarbeiters entsprach. Die nächste Tour im Frühling brachte 17 kg Brot, 12 kg Fleisch und nochmals gleich viel Geld ein, ein anderes Mal waren es 8 kg Käse, 13 kg Brot, dazu noch (hoffentlich getrockneter) Fisch und Bargeld. In schlechten Jahren war die Ausbeute knapper, und auch der Krieg gegen Dänemark 1643-45, der auch in Värmland grassierte, liess die Last an Naturalien auf den Schultern der Schüler merkbar schrumpfen:

[Oktober 1644]

Den 1. Tå vij kommo til Kiölesockn, lågh fult medh Ryttere i huar bondebbyy, huilcket bleff orsak, att Socknediecknerne inthet myckit finge aff bönderna: Nam quod habebit ARS, tulit et cepit MARS. Om afftonen kommo wij til Kiölss prästegårdh, thär vij voro öffwer natten.

Im Gegenzug zahlten aber die Soldaten an der nahen Schanze Höchstpreise, so dass Gyllenius sein ganzes Bündel gleich dort verkaufte und dafür 7 Taler Kupfer erhielt, was etwa einem langen Männermantel oder 16 kg Butter entsprach.

Der Transport der Naturalien war oft kompliziert. Wurde das Gewicht zu gross, lagen sie es unterwegs ein und gingen es später holen, oder sie beauftragten jemand mit dem Transport in die Stadt oder auf den Elternhof. Wenn es ging, liehen oder mieteten sie sich auch ein Pferd oder ein Boot.³³⁸

Die verderblichen Lebensmittel konnten im Seminar nicht leicht verkauft werden, da alle Schüler gleichzeitig Waren anzubieten hatten. Vermutlich versuchten alle bereits

336 Gyllenius 1663:62.

337 Gyllenius 1663:124-131.

338 Gyllenius 1663:72–93, umgerechnet nach Lagerqvist/Nathorst-Böös 1997:29, 68.

unterwegs, so viel Brot und Fleisch wie möglich in klingende Münzen zu verwandeln, damit die Kost bis zum Ende des Semesters nicht zunehmend härter und trockener wurde. Gyllenius jedenfalls verkaufte ab und zu Naturalien und konnte so am 14. April 1644 seinen ersten Tuchrock erstehen, bis dahin waren seine Kleider aus dem groben Wollstoff der Bauern. Um die gleiche Zeit beginnt er auch in den Schulferien zu unterrichten.³³⁹ Die letzten Jahre in Karlstad tat er sich mit Orationen („Orationem ligatam de Bello Sueco-Danico“) und Disputationen („De dubitatione“) hervor. Als mittlerweile „alter“ Schüler versah er auch das Amt des *Ostiarius* (Pförtner) und des *Notator delinquentium!*³⁴⁰

1648 nahm er sein Diplom in Empfang und reiste zusammen mit anderen an die Akademie von Åbo, wo er acht Jahre lang studierte. Die belegten Fächer und Examen entsprechen ganz den Erläuterungen in Kapitel 4 und werden hier deshalb nicht behandelt, obwohl das Tagebuch eine einzigartige Quelle jahrelanger und kontinuierlicher Informationen über den akademischen Alltag ist. Die Universität von Åbo entwickelte sich gegen das Ende seiner Studienzeit zur Hochburg und Meisterschule der Aristoteliker, wo unglaublich ausschweifende Klassifikationen, Begriffsverfeinerungen und Detailaspekte kultiviert wurden, die aus heutiger Sicht als völlig uninteressante Methodenreiterei zum Selbstzweck erscheinen³⁴¹ – und im Tagebuch keine Spuren hinterliessen. Diesen Lebensabschnitt finanzierte Gyllenius teils mit einem königlichen Stipendium, teils mit Privatunterricht und Kollegien. Obwohl die Gemeindegänge wegfielen, reiste er auch in Finnland weit herum, oft in touristischer Absicht, aber auch, um in abgelegenen Kirchen zu predigen. Zweimal fuhr er den Sommer über nach Värmland und nutzte die Gelegenheit für einen Bildungshalt in Stockholm und anderen grösseren Orten. Auf dem zweiten Heimataufenthalt verlobte er sich. Im August des folgenden Jahres kehrte er als Magister nach Värmland zurück, doch hier klafft in der Handschrift leider eine Lücke von sechs Jahren, so dass wir nichts über seinen Berufsstart erfahren.³⁴²

1662, als der Text wieder einsetzt, ist Gyllenius bereits Vater zweier Mädchen und Lehrer in Karlstad, und er scheint auch die Priesterweihe empfangen zu haben. Das Umfeld ist wieder das alte, doch die Rollen sind vertauscht. Nun ist es Gyllenius, der neben dem Lehreramt in seinem Haushalt Schüler in Kost nimmt und Privatkollegien hält. Mehrere Jahre hintereinander notiert er, dass die offiziellen Schulräume ohne Ofen waren und er nach ein paar durchfrorenen Tagen die Schüler zu sich nach Hause bringen musste, wo sie in einem der Schlafzimmer Schule hielten.³⁴³ Genau wie früher ist er wieder mehrmals jährlich auf „sockengång“, nun allerdings verbunden mit der zeitraubenden Pflicht, in fast allen besuchten Kirchspielen zu predigen sowie Seelsorge und Katechesenarbeit zu leisten, wo es nötig war.

339 Gyllenius 1663:87.

340 Gyllenius 1663:91.

341 Vgl. Lindroth 1975:139.

342 Seine erste Anstellung fand er 1657 an der Schule von Mariestad, nach Karlstad wechselte er 1660 (R. Hausen in der Einleitung zu Gyllenius 1663, S. III).

343 Gyllenius 1663:276.

Diese zweite Phase der Kirchspielwanderungen vermittelt wegen der Vielfalt der menschlichen Kontakte ein höchst lebendiges Bild der damaligen Verhältnisse. Gyllenius berichtet von schwermütigen Leuten mit Gewissensqualen, denen er mit Gottes Worten wieder aus der Depression helfen konnte.³⁴⁴ Zweimal wurde er zu Menschen gerufen, die als besessen galten: Eine offensichtlich epileptische Frau und ein zeitlebens stark stammelnder Mann, der nach einem Anfall plötzlich fliessend sprechen konnte.³⁴⁵ Alle Arten phantastischer Erzählung aus dem Volks- bzw. Aberglauben wurden an ihn herangetragen. Wahrscheinlich glaubte auch er daran, wie viele seiner gelehrten Zeitgenossen, vielleicht schienen ihm einfach die Geschichten erzählenswert: An einem Ort beobachtete jemand eine Hexe, die Erde von den Gräbern stahl und dabei einen Handschuh verlor, der nun in der Kirche darauf wartete, dass jemand seine Besitzerin anzeigte; anderswo hörten viele Leute Tierstimmen zu ungewohnten Tages- und Jahreszeiten, was als schlechtes Omen gedeutet wurde; Kometen und Sonnenfinsternisse wurden gesichtet; und eine Mäuseplage war erwiesenermassen mit dem Regen vom Himmel gefallen.³⁴⁶

Auch in seiner Zeit als Lehrer und Theologe enthalten seine Notizen keinerlei Gedanken zu den Lehrinhalten oder zu religiösen Fragen. Gyllenius erscheint als tüchtiger Administrator und gewissenhafter Ausübung seiner geistlichen Ämter, doch im Gegensatz zu vielen Zeitgenossen war er offensichtlich nicht beseelt von jener brennenden Religiosität, die alle Gedankensphären okkupiert und ständig ausgedrückt werden will. Obwohl viele Eintragungen sehr ausführlich sind, tauchen nirgendwo religiöse Betrachtungen auf, wenn man von den zeittypischen Redeformeln wie “Gudh beware oss ifrån ...” absieht.

Seine Leidenschaft galt vielmehr dem Sammeln und Aufzeichnen des Aussergewöhnlichen und des Alltäglichen. In den vielen Reiseberichten dokumentiert er beeindruckende Naturschauplätze, Tiererlebnisse und Gebäudebesichtigungen. Dank seiner Aufzeichnungen der spektakulärsten Ereignisse werden wir gewahr, welches damals die Attraktionen im Jahresgang der Landbevölkerung waren. Als Fünfzehnjährigen beeindruckte ihn auf dem Jahrmarkt ein Gaukler, der mit seinem Marionettentheater das Jüngste Gericht, die Geschichte vom verlorenen Sohn und den Tod Johannes des Täufers darbot. Im Jahr darauf probten die Bauern am nahen Markt den Aufstand, weil der Zollinspektor plötzlich eine Abgabe von allen Marktgängern erhob, worauf er in die Flucht getrieben wurde. Die Leute folgten dabei dem Exempel eines anderen Ortes, wo kurz zuvor das Marktgelände angezündet und ruiniert worden war. In Stockholm wurde der Zündstoff dieser Aufstände ernstgenommen, und so bekam Gyllenius an der Schule in Karlstad kurz darauf eine Delegation der höchsten Staatsrepräsentanten zu Gesicht, mit dem Reichstruchsess Gabriel Oxenstierna an der Spitze. Die hohen Herren gingen in Karlstad einige Tage zur Jagd und zogen dann nach Mariestad weiter, wo sie zwei der Rädelsführer zu Tode rädern liessen. Zu diesem Zeitpunkt steckte Schweden seit sieb-

344 Gyllenius 1663:316.

345 Gyllenius 1663:246, 268.

346 Gyllenius 1663:266, 275, 312, 43, 19.

zehn Jahren fast ohne Unterbruch in Kriegen mit Polen und Deutschland, und der Druck auf die Bevölkerung war spürbar fester geworden. Die sozialen Spannungen machten offensichtlich die starke symbolische Präsenz der Königsmacht auch in Provinzstädten nötig, um zu verhindern, dass die Bauern anderer Gebiete sich ebenfalls auflehnten.³⁴⁷

Die Vollstreckung von Todesurteilen notiert Gyllenius mehrmals, ohne grosse Worte des Mitleids zu verlieren. Zur Maximierung der abschreckenden Wirkung wurde der Strafvollzug oft aufgeschoben, bis eine grosse Menschenmenge zusammenkam, etwa an Märkten oder Gottesdiensten an hohen Feiertagen. Im Laufe der Jahre konnte man so durchaus mehrmals dem grausigen Schauspiel beiwohnen, was eine gewisse Gleichgültigkeit erklären kann. Grundsätzlich unterschied sich allerdings das Rechtsempfinden markant vom heutigen, sowohl was die Höhe der Strafen als auch die Schwere des Vereschuldens betraf. Aus unserer Sicht höchst ungleiche Verbrechen wurden mit der Exekution geahndet. Auf dem Platz von Åbo richtete man vier Männer für zwei Morde mit dem Schwert; und ein Dienstmädchen büsste seine Brandstiftung auf dem Scheiterhaufen – doch auch das Verkaufen von Pferdefleisch reichte schon zum Tod durch den Strang aus, falls Gyllenius hier nicht einem Gerücht aufsass.³⁴⁸ 1644 war er bei einer Hinrichtung wegen Inzest persönlich involviert:

til kyrkian woro förde tvenne fångar, som haffva bedriffvit blodhska, Per Person i Ösmedbyn, som hade afflat barn med sin egen Syster Gertrudh Persdotter. Han hade hafft umgänge medh henne j 3. åhr. j medler tijdh gifte han sigh i Föllswijk; effter thesse skulle andre dagen brännass, stälte jagh en förböön för them, såsom och en förmanking til åhörernar, när texten war ändat, ther woro therass föräldrar, Syskon och Slächt, och myckit folck aff andra Socknar, tå war j kyrkian jtt sådant gråtande, at thet icke väl kann beskriffwes. Effter gudztiensten uptogh jagh aff östre deelen j Socknen min Rättighet. jagh gick til Westegård och Olaus Erici, tijt kom och Matthias från Sundsockn, sedan ging vij til Torp til natten.

AUGUSTUS

Den 1. Bittida om morgenon reste jagh med andra på bååt til Stawijke öön, ther fångarna skulle stå sitt Straff. och är en högh och bergott öö, men på en vdde slätt Sandh, ther giordess itt Båål; tijt kommo prästerna medh fångarna, och ther var myckit folck ifrån alla Socknerna, och ifrån Ulleröön, ty thet war lungt och klart wäder; så snart the woro affhugne och elden sattess på Bålet, begynte straxt blåsa [...].³⁴⁹

Eine Zeile lang glaubt man eine Gefühlsregung herauszulesen, doch die Übergänge zum täglichen Inkasso und zur obligaten Wetterangabe sind beide nahtlos.

Auf seinen Kirchspielreisen hielt Gyllenius nicht nur Predigten, sondern er versah auch zeremonielle Akte. Mehrmals liess er Frauen nach der Karenzfrist, die nach der Geburt eines Kindes auferlegt wurde, wieder in die Kirche aufnehmen, um am Gottesdienst teilzunehmen, und er nahm zumindest gegen Ende der Aufzeichnungen regelmässig die Beichte ab. Seine detaillierten Schilderungen der kirchlichen und zivilen Usanzen bei Hochzeiten und Taufen lassen den Stellenwert dieser Feste erahnen. In den Kirchspielen mit finnischer Bevölkerung hielt er die Predigten auf schwedisch und auf

347 Gyllenius 1663:30, 37-38,

348 Gyllenius 1663:201-202, 337, 180.

349 Gyllenius 1663:299-300.

finnisch, wobei unklar bleibt, ob er dies in seiner Zeit in Åbo gelernt hatte oder ob er einfach aus dem finnischen Evangelium vorlas.³⁵⁰

Gyllenius‘ besonderes Interesse galt den Geschichten und Sagen, die sich um Ortsnamen, Gebäude und markante Gegenden rankten. Die angebotenen Etymologien der Ortsnamen können linguistischen Kriterien meist schon auf den ersten Blick nicht standhalten, doch sie sind eindrückliche Zeugen der damaligen Vielfalt der mündlichen Überlieferung, und das Tagebuch wäre allein schon ihretwegen lesenswert. Bald jedes Kirchspiel hatte etwas vorzuweisen: Da stammen Sandhügel von den Flutwellen der Sintflut; da wird die Zerstörung einer Burg mit der Untreue der Burgherrin begründet; da wird von der schicksalhaften erotischen Verbindung eines jungen Mannes mit einer Seenymph berichtet; von einem anderen Wassergeist, der die vertauten Boote löst; von einem Berg bei Åbo, der dem Teufel als Klassenzimmer für seine Kollegien in Kabbalistik und schwarzer Magie dient, wie grausige Bücherfunde bewiesen – „Gudh bevare oss från thet Libriet“!³⁵¹

Die vielen einsamen Märsche, die er bei allen Witterungen durch wilde Gebiete und zu unbekannten Menschen machen musste, haben zweifellos ihre Faszination auf seine Phantasie entfaltet und genug Zeit zum Immaginieren der gehörten Geschichten gegeben. Auf seiner letzten Seminaristentour durch die eben erwähnten Sandhügel („Söörmoon“ bei Karlstad) verweigerte sein schwer beladenes Pferd den Dienst, so dass er es mitten in der Nacht in der Wildnis grasen lassen musste – unter den schrecklichen Schreien eines Trolls namens Öpekkullan, der dort in Gestalt einer riesigen Eule³⁵² bekanntermassen Reiter mitsamt ihren Pferden niederschlug. Der Kommentar, er sei in dieser Nacht sehr spät zur Schule zurückgekehrt, lässt vermuten, dass dem Seminaristen das Erlebte doch ein wenig in die Knochen gefahren war. In anderen Fällen bezeichnetet er die Gruselgeschichten ausdrücklich als „Fabel“, etwa die Episode vom Kirchenbau mit Hilfe von Riesen, die er sogar in mehreren Varianten anführt.³⁵³ Seine Abschlussarbeit an der Akademie von Åbo 1655 trug übrigens den Titel „De monstris“ („Über die Ungeheuer“) und „zeuge nicht davon, dass die naturwissenschaftlichen Studien in Åbo schon einen gewissen Standard erreicht hätten“.³⁵⁴

Das 369 Druckseiten umfassende Tagebuch birgt noch manche bemerkenswerte Episode, für die hier kein Platz mehr ist, beispielsweise den Übergriff von herumstreunenden Soldaten auf Gyllenius‘ Haus, der mit einem Totschlag und langwierigen Prozessen endete.³⁵⁵ Aus der Thematik und Gewichtung seiner Erzählungen steigt das Bild eines

350 Gyllenius 1663:288, 263-264, 276, 315, 352, 278-279. Toijer 1977:50 nimmt allerdings an, dass Gyllenius genug Finnisch gelernt habe, um predigen zu können.

351 Gyllenius 1663:41, 45, 51-52, 208, 206.

352 „Tå begynte gasten myckit til att roopa och Skrija, vthi ett faassligit kiärr eller hult“. (Gyllenius 1663:120). Schwed. „gast“ bezeichnet sowohl Vogelarten, die nachts heulen, als auch Gespenster.

353 Gyllenius 1663:179-180 u. 236.

354 Der Titel der Abhandlung steht nicht im Tagebuch. Ich zitiere hier (in eigener Übersetzung) Toijer 1977:50.

355 Gyllenius 1663:303, 309, 319, 331.

sympathischen und tüchtigen Mannes empor, der als Schüler und Student bald Gönner und Beschützer fand, und später als Lehrer und Pfarrer beliebt und respektiert war.³⁵⁶ Der ehemalige Bauernsohn schrieb nicht ohne eine Spur Stolz die Namen der höhergestellten Personen auf, mit denen er verkehrte.

In der wenigen Sekundärliteratur, die zu Gyllenius existiert, herrscht Einigkeit darüber, dass er „in keiner Weise bemerkenswert war“:³⁵⁷

Anders Edestam skriver i Herdaminnet (V:207) om Gyllenius att denne inte i något avseende var någon märklig man. Det märkliga var, att han skrev en dagbok. Det är nog en riktig bedömning. Ett tillägg skulle jag dock vilja göra. Jag tror, att han var en gärna hörd predikant. [...] Men eljest är det nog sant, att han var en rätt vanlig människa. Det var hos honom ingen bred klyfta mellan präst och bonde.

Aus dieser Bewertung ist deutlich die Enttäuschung der Historiker älteren Zuschnitts vernehmbar, die sich von allen Zeitdokumenten hauptsächlich Erkenntnisse zu bestimmten historischen Ereignissen erhofften, am liebsten möglichst aus dem Umfeld der Mächtigsten unter den Beteiligten. Mit der Interessenverlagerung der historischen Disziplinen hin zur Sozialgeschichte, zu den „unsichtbaren“ Bevölkerungsgruppen und zu den langfristigen, unspektakulären Entwicklungen hat diese Einschätzung keine Berechtigung mehr. Aus dieser Perspektive ist Gyllenius‘ Tagebuch sogar aussergewöhnlich interessant, denn darin erscheint er gleichermassen und gleich gewichtet als Amtsinhaber und als Privatmensch, was in Texten der Epoche und erst recht dieser Klasse selten ist. Ein Grossteil der Pfarrer hatte damals noch unmittelbare Wurzeln im Bauernstand, und das bäuerliche Leben war eine Notwendigkeit ihrer Existenzsicherung. Gyllenius‘ Geisteshaltung, seine pragmatische und intellektuell eher unambitionierte Lebensführung nach dem Studienabschluss fussen vermutlich nicht nur in der grundsätzlich geringen Relevanz des akademischen Wissens für die tägliche Amtspraxis, sondern entsprechen auch der sozialen und historischen Realität der meisten damaligen Geistlichen besser. Auf jeden der für die Nachwelt sichtbareren Elite-Vertreter des Standes, die in ihren (oft von reichen Gönner finanzierten) Druckerzeugnissen die akademische Theologie weiterpflegten, kamen Dutzende von Bauern-Pfarrern, die sich nur noch um die Praxis kümmerten. So gesehen ist Gyllenius sogar ein sehr repräsentativer Darsteller seiner Zeit.

Und trotzdem ist er aussergewöhnlich (und auch solches wurde auf der atemlosen Jagd nach Generälen und Königen meist übersehen): Seine Gedanken kreisen fast täg-

356 Bei der Ausführlichkeit seiner Eintragungen wäre es zu vermuten, dass er Konflikte im Zusammenhang mit seinen Ämtern zumindest angesprochen hätte. Dass er beliebt war, deutet die Schilderung seiner Abschiedsmesse anlässlich eines Kirchspielwechsels an, wo er sich bei der Gemeinde für die verbrachte Zeit und die Abgaben bedankt habe, worauf die meisten Anwesenden geweint hätten (Gyllenius 1663:266). Auch Toijer 1977:52 hält Gyllenius für einen beliebten Pfarrer, denn er durfte in einem Jahr acht Hochmessen im Dom von Karlstad predigen und wurde unter allen Pfarrern auch damit betraut, am Sonntag nach dem Ableben seines Vorgesetzten zu predigen und eine Gedenkrede zu halten.

357 Vgl. Toijer 1977:52.

lich um die Familie, und seine Notizen zu den Kindern berühren bisweilen aussergewöhnlich in ihrer Intimität. Es ist nicht alltäglich in Männertagebüchern der Epoche, dass der Familie überhaupt nennenswert Platz eingeräumt wird. Gyllenius vertraut seinem Tagebuch sogar an, wie er zweimal beim Heimkommen nach einem langen Kirchgemeindegang erstaunt feststellen musste, dass seine kleinen Kinder in der Zwischenzeit das Gehen gelernt hatten!³⁵⁸

Krankheiten in der Kirchengemeinde sind ihm ein immerwährendes Thema. Er selber wurde schon früh von Rheumatismus geplagt, und seine Gesundheit, vor allem aber die Gesundheit seiner Familie beschäftigen ihn oft. Jeder Husten, jede Krankheit seiner Frau und seiner Kinder wird minutiös verzeichnet, genau so wie das Datum, an dem eines der Töchterlein zu einer Verwandten zur Erziehung gegeben wird. Der Todesstunde und dem Begräbnis seiner Tochter Maria widmet er zwei ergreifende Seiten.

När the frågade om hon ville döö, suarade hon, jagh will icke döö, och iblandh annat sade hon, huar är faar? Modren sadhe: han är bortto, tå frågade hon åther, huar är han tå? sadhe Modren, han är långt bortte på Socknerna, sadhe hon, huilken skall tå gåå effter honom, jagh will tala medh honom.³⁵⁹

Dieses letzte Zitat soll nun überleiten zur Besprechung von Gyllenius‘ Sprache. So farbenfrohen Inhaltes das Tagebuch auch ist, muss nun wieder daran erinnert werden, dass es in den relevanten Quervergleichen nach Geschlecht und Textsorte am unteren Skalenende rangiert. Die Gründe dafür sind leicht ersichtlich: Gyllenius schreibt nahe an der gesprochenen Sprache mit ihren kurzen Sätzen und der ihr eigenen lexikalischen Redundanz. Die vielen kurzen und monoton formulierten Wegangaben tragen das ihrige zur Statistik bei. Das Zufallssampling erkör zwar einen Auszug mit relativ wenig Erzählpassagen (2. bis 15. Januar 1663), doch über die ganze Textmasse betrachtet ist der Ausschnitt nicht unrepräsentativ.

Im Lexikonomfang und seiner Variation, bei den Wortlängen, den Fremdwörtern und in der Syntax weist Gyllenius am meisten Tiefstwerte der Vergleichsgruppen auf. Dies weist möglicherweise darauf hin, dass seine Einstufung als Textsorte „Erzählung“, die aufgrund der langen Eintragungen des untersuchten Ausschnittes erfolgt war, keine glückliche Entscheidung war. Interessant ist er aber auch in thematischer Hinsicht: Unter allen Männern nennt er am meisten Frauen, spricht er am häufigsten von der Familie und am seltensten von Institutionen. Zwischen den Textsorten wird das Thema Körper unterschiedungswirksam, und nicht überraschend hält er hier auch das Maximum. Die Pronomenstruktur weist wenige Possessivpronomen sowie wenige Personalpronomen der dritten Person und viele der ersten Person Singular auf. Gyllenius‘ Schreibweise steht damit alles in allem den durchschnittlichen Frauentexten näher als den Männertexten.

Zweifelsohne beherrschte Gyllenius die akademische Schreibweise sowohl lateinischer als schwedischer Texte so gut wie jeder andere Magister seiner Zeit, wenn man

358 Gyllenius 1663:281, 301.

359 Gyllenius 1663:336.

bedenkt, wie viele Privatschüler auch aus vermögenden Kreisen ihm anvertraut wurden. Doch sein privates Tagebuch lässt in Inhalt und Sprache vermuten, dass die akademische Sophistik und das praxisorientierte Denken seines bäuerlichen Herkunfts米尔ieus schon immer nebeneinander hergelaufen waren, ohne sich zu vermengen. Dafür spricht, dass Gyllenius den Kontakt zu seinem Herkunfts米尔ieu nie abbrechen liess und nach Abschluss der Studien auch wieder dorthin zurückkehrte. Er war wie viele Bauernstudenten und Priester ein Reisender zwischen zwei Gesellschafts- und Kultursegmenten. Eine Akademisierung seiner Sprache hätte ihn unter diesen Umständen seiner Familie entfremdet. Gyllenius schrieb im Tagebuch so, wie er im Alltag sprach – unkompliziert und ohne viele Fremdwörter. Seine Sonderstellung innerhalb der Vergleichsgruppen wird hier folglich als ein Ausdruck seines Selbstverständnisses als Familienmitglied gedeutet, dessen Funktion als Gelehrter und Pädagoge offensichtlich beim Erstellen dieses Textes sekundär waren und keiner sprachlichen Unterstreichung bedurften. Diese Interpretation stimmt auch damit überein, was eingangs besprochen wurde: Dass als Adressat des Textes zuweilen nur er selbst, zuweilen wohl seine Familie, in jedem Fall aber keine weitere Öffentlichkeit in Frage kam. Andere Autoren mochten ihr Tagebuch mit einem Seitenblick auf unbekannte zukünftige Leser schreiben, die es zu beeindrucken galt; Gyllenius schrieb offensichtlich nur für sich und für seine engsten Verwandten, denn er hielt auch Informationen fest, die nur ihn interessieren konnten, und er verschwendete keine Mühe an elaborierte Formulierungen. Seine Sprachwahl fiel damit auf eine soziologisch und funktional begründbare Varietät, die nur einen Bruchteil der ihm zur Verfügung stehenden Register nutzte.

4.5 Maria Agriconia (Åkerhielm) (1647-1672)

Maria Sofia Agriconia wurde 1647 geboren. Ihr Vater Magnus Jonsson (1604-1655) war Sohn wohlhabender Bauern, der in die Pfarrersschicht aufstieg, aus der auch ihre Mutter Sofia Kempe stammte. Nach seiner Studienzeit nahm er den Namen Agricon(n)ius an, der auf den Herkunftsor der Familie weist (Åker bei Mariefred). Wie Gyllenius war auch er zunächst Lehrer bzw. Rektor an der Trivialschule in Nyköping. Ab 1636 hatte er die Pfarrei seines Heimatortes inne. 1651 bekam er eine einträglichere Pfarrei, wieder in Nyköping, wo er vier Jahre später bereits starb. Er hinterliess fünf Kinder: Christina war neunzehn, Samuel sechzehn, Anna dreizehn, Maria acht und schliesslich Sara erst fünf Jahre alt. Nur drei Jahre darauf starb auch die Mutter. Die Familie war nicht reich, doch beide Familienzweige scheinen immerhin so wohlhabend gewesen zu sein, dass die Kinder materiell versorgt waren. Mehrere Höfe in Södermanland gehörten ihnen oder waren ihnen abgabepflichtig.³⁶⁰ Sie konnten auch noch nach dem Tod der Mutter einige Zeit in Nyköping wohnen bleiben, denn Christinas Hochzeit im Jahr darauf – 1659 – fand laut Marias Tagebuch immer noch in ihrem „Haus bei der kleinen Kirche“ statt. Bei ihren späteren Besuchen in Nyköping wohnte Maria dann immer bei Verwandten und Bekannten.³⁶¹

Zur engeren Familie gehörte auch ihre Tante mütterlicherseits, Margareta Kempe, und ihre Kinder, von denen vor allem Elisabeth und Maria Riese mehrmals im Tagebuch genannt werden. Dazu kamen mindestens drei erwachsene Halbgeschwister aus der ersten Ehe der Mutter mit dem Pfarrer Israel Grubb.³⁶² Die Familien wurden auch durch den üblichen Austausch von Ziehkindern zusammengehalten, den wir bereits bei Rosenhane und Gyllenius angetroffen haben. In der gleichen Funktion wurden zwischen den Verwandten Patenschaften übertragen. Jedes Kind bekam dem Usus gemäss mehrere Patinnen und Paten, um ein Optimum an Schutz, Beförderung und materieller Sicherheit zu garantieren. Maria selber wurde Patin von insgesamt sieben Kindern, hauptsächlich aus nicht verwandten Familien. Angesichts dieser vielfältigen Bindungen erstaunt es nicht, dass Maria von allen Familienzweigen die wichtigsten Ereignisse wie Hochzeiten, Geburten, Taufen und Todesfälle notierte. Die Personen der gleichen Generation nennt sie meist einfach Bruder oder Schwester, auch wenn es in Wirklichkeit Halbgeschwister, Cousins oder sogar Geschwister des Schwagers waren. Ähnlich kompliziert wie die Namen- und Verwandtschaftsverhältnisse sind auch die topographischen Angaben, denn die vielen Familiengründungen und Stellenwechsel verstreuten die Sippe nicht nur in ganz Södermanland, Stockholm, Nyköping und Västerås, sondern bis hinunter nach Schonen.

360 Diese lagen hauptsächlich in der Umgebung von Åker (Åkerhielm 1926:46).

361 Marias Tagebuch wird hier und im Folgenden ohne exakte Seitenangabe zitiert, um unnötige Fussnoten zu vermeiden. Der Gesamttext liegt nur als Manuskript vor und ist mit vierzig Kleinoktavseiten so kurz, dass die entsprechenden Stellen im Anhang leicht zu finden sind.

362 Åkerhielm 1970:11.

Nach dem Tod der Mutter nahm sich die Tante der Waisen an, und als die älteste Schwester Christina den Pfarrer Johan Olai Hylting heiratete und nach Helgesta bei Hyltinge zog, wurde dieser Pfarrhof beim heutigen Sparreholm zu einem weiteren Fixpunkt für die jüngeren Geschwister. Nach dem Tod von Hylting 1664 traf sich die Familie bis im Mai 1667 weiter bei Christina in Helgesta, das zur Pfarrei ihres Mannes gehört hatte. Dann heiratete Christina ein zweites Mal und zog nach Baggetorp bei Katrineholm, wo die Fäden nun für längere Zeit zusammenliefen.

Die drei älteren Kinder, Christina, Samuel und Anna waren noch vom Vater unterrichtet worden, der als sehr gebildet galt. Zumindest von Anna ist überliefert, dass sie die gleichen Fächer wie ihr Bruder belegen durfte.³⁶³ Seine Laufbahn auf der Grundlage der väterlichen Bildung machte ihn zum Reichspostmeister und – was mit viel mehr Einfluss verbunden war – zum Staatssekretär und adelte ihn unter dem Namen Åkerhielm. Konkret heisst das vor allem, dass Anna auch Latein lernte. Auch von Maria wird gesagt, dass sie eine überdurchschnittliche Ausbildung erhielt, doch angesichts des frühen Todes des Vaters kann sie nur zum Teil bei ihm erfolgt sein, und es ist auch nicht anzunehmen, dass die Achtjährige bereits nennenswert Latein gelernt hatte. Um diese Zeit befand sich der Bruder bereits an der Schule von Strängnäs und ab 1657 in Uppsala, so dass der Unterricht der jüngeren Mädchen in Nyköping nun vermutlich deutlich konventionellere Bahnen einschlug.

In den folgenden Jahren zogen die unverheirateten Töchter in der Verwandtschaft herum. Immer wieder verbrachten sie auch einige Zeit auf Gütern der Familie, beispielsweise Ökna und Tompta.³⁶⁴ Soweit sich aus dem Tagebuch schliessen lässt, wohnte Maria hauptsächlich bei ihrer verwitweten Tante in Nyköping und begleitete sie auf ihren Reisen nach Stockholm und zu den Töchtern, die in Västerås und Kristiansstad lebten. Wenn Marias Hilfe irgendwo gebraucht wurde, zog sie für eine Zeit in den Haushalt. Nachdem ihre Cousine ein Kind geboren hatte, blieb sie mit der Tante für neun Wochen in Västerås. Auch für die Vorbereitung von Hochzeiten und sonstigen Feiern wurde Maria offensichtlich gerne geholt, und wenn Schwester Christina für längere Zeit wegmusste, reiste Maria in Helgesta an, um nach dem Rechten zu schauen.

363 Svenskt biografiskt handlexikon 1906:II:771.

364 Es war mir nicht möglich, alle Hof- und Ortsnamen genau zu lokalisieren, da sie in Schweden teilweise mehrfach vorkommen oder auch nicht mehr erhalten sind. Ökna gehörte laut Åkerhielm 1926:46 zum Erbgut von Måns Agriconius, und wohl auch das von Maria häufig bewohnte Tompta – wenn nicht der Wohnort der Tante so hiess. Falls die Höfe verpachtet waren, holten die Geschwister vermutlich die Abgaben ab; wirtschaftete jemand aus der Familie dort, waren sie möglicherweise einfach zu Besuch. Eine genauere Untersuchung der Eigentumsverhältnisse der Familie zu diesem Zeitpunkt wäre interessant. Die Schwestern haben laut Bergsrat Daniel Tilas, der Anna Åkerhielms Tagebuch erbte und für dessen Veröffentlichung in Gjörwells *Det svenska biblioteket* eine biographische Einleitung schrieb, von ihren kleinen Erbteilen die lange Ausbildung ihres Bruders mitfinanziert, was angesichts der hohen Sterblichkeitsrate nicht risikolos war. Der Bruder habe die Schwestern zum Studium angehalten und sich später auf verschiedene Weisen für die Unterstützung erkenntlich gezeigt (Tilas in Gjörwell 1759:26).

Auf diese Weise wechselte sie fast jedes Jahr mehrmals ihren Aufenthaltsort. Dem Tagebuch nach zu urteilen, gehörte das Reisen in den bessergestellten Schichten auch für Frauen zum Alltag, und zumindest die Lebensweise der verwitweten oder noch unverheirateten unter ihnen war – selbst gemessen an heutigen Verhältnissen – erstaunlich mobil. In wechselnden Zusammensetzungen reisten sie mehrmals pro Jahr zu Hochzeiten, Familienfesten und Begräbnissen, aber auch für Geschäftliches (Zinsen einfordern), Käufe, Besorgungen und Besuche. An Zeit scheint es jedenfalls niemandem gefehlt zu haben; wo es sich anbot, traf sich die ganze Familie, und die letzten traten manchmal erst Tage oder Wochen nach der Feier die Weiterreise an.

Den Sommer 1667 verbrachte Maria in Stockholm. Anfangs logierte sie bei ihrer Halbschwester Katharina Grubb, die mit dem Französischlehrer Bertram Pourell de Hadrize verheiratet war (der Samuel Französischunterricht erteilt hatte, und wohl auch Anna und Maria³⁶⁵). Mitte November fuhr Maria wieder zurück nach Nyköping. Ende Januar 1668 musste ihre Schwester Christina nach Stockholm, denn Pourell war auf der Drottninggatan – vermutlich von einem Schuldner – zu Tode geprügelt worden; deshalb zog Maria anfangs Februar nach Baggetorp „um nach ihren (Christinas) Leuten zu sehen“. Christina blieb bis im März in Stockholm, und Maria vertrat sie in der Zwischenzeit nochmals ein paar Tage.

Das Tagebuch verrät nicht, was die Geschwister im Sommer 1667 nach Stockholm geführt hatte. Möglicherweise diente der Besuch in der Hauptstadt einer Eheanbahnung, denn Maria war mittlerweile zwanzigjährig. Aus anderen Quellen weiß man, dass sie mit einem Stockholmer Bürger, dem Brauer Jockum Allstedt, verlobt wurde, doch dieser brach das Versprechen, um eine Witwe zu heiraten. Samuel Åkerhielm (der sich damals noch Monsson nannte) habe gegen Allstedt deswegen einen ernsthaften Prozess geführt.³⁶⁶ Die Geschehnisse müssen Maria und ihre Umgebung stark beschäftigt haben, denn in der Mentalität breiter Kreise war die mittelalterliche Verlobungstradition noch immer gültig, in der Heiratsversprechen nicht nur moralisch, sondern auch juridisch verbindlich waren.³⁶⁷ In Marias Tagebuch lässt aber kein einziges Wort vermuten, dass bereits über ihre Heirat verhandelt wurde und die Sache eine solch unerwartete Wendung genommen hatte.

Sie führte nochmals ein Jahr lang ihr Wanderleben durch die verschiedenen Haushalte der Familie, bis sie Ende April 1669 nach Stockholm in den Haushalt von Generalzollverwalter Wilhelm Drakenhielm zog, dessen älteste Töchter etwa in ihrem Alter waren.

365 Åkerhielm 1970:50.

366 Åkerhielm 1926:34.

367 Diese domestizierende Tendenz muss im Kontext mit den schwer kontrollierbaren Gewohnheiten der bäuerlichen Bevölkerung gesehen werden, die vor- und nichteheliche Verbindungen in vielen Fällen tolerierte. Noch das Kirchengesetz von 1686 musste hierzu Konzessionen machen und festzuschreiben, dass die Verlobung nach vollzogenem Beischlaf als Ehe galt und nachträglich geweiht werden musste, und die Kinder voll erbberechtigt waren („Om the trolofwade hwar annan häfda, så är thet ett Ächten-skap, som med Kyrckiones Band fullkomnas skal.“ Kyrkol. 10:13 (1686)). Vgl. Taussi Sjöberg 1996:142.

Anscheinend war sie für die Ausbildung seiner jüngeren Töchter zuständig, denn ein Jahr später notierte sie, Jungfrau Catrinken Drakenhielm habe damit begonnen, die Bibel ein zweites Mal durchzulesen. Dieses Ereignis wurde in Mädchentagebüchern häufig und mit Stolz festgehalten, und dass Maria es für eine andere Person ebenfalls tat, lässt annehmen, dass sie an ihrem Werdegang teilhatte.³⁶⁸

Als sie im Februar 1672, mit vierundzwanzig Jahren, starb, war Maria immer noch ledig und in Stockholm. Sie teilte das gleiche Schicksal wie ihre verheirateten Altersgenossinnen: Im Jahr zuvor war ihre Halbnichte nach nur neun Monaten Ehe im ersten Kindbett und auch ihre wenig ältere Cousine Maria Riese gestorben.

Das Tagebuch besteht – wie das von Gyllenius – aus zwei gut unterscheidbaren Teilen. Anfangs ist es eine Familienchronik, die weit in die Vergangenheit zurückreicht. Beginnend mit dem Tod ihrer Urgrossmutter mütterlicherseits, der fast vierzig Jahre vor ihrer eigenen Geburt lag, betreffen die ersten vierzehn Eintragungen (mit einer Ausnahme) Todesfälle in der Familie mütterlicherseits. Sie heben sich deutlich vom Rest des Textes ab: Alle sind gleich formuliert und enthalten genaue Details zu den Titeln der Verstorbenen, zu den Sterbe- und Beisetzungsorten, zu den Namen der Priester und den Themen der Abschiedspredigt usw. – d.h. die frühen Eintragungen wurden ganz offensichtlich aus einer anderen Chronik abgeschrieben. Es ist anzunehmen, dass dieser Teil noch unter der Anleitung der Mutter begonnen wurde. (In der Familie mütterlicherseits wurde das genealogische Interesse auch sonst gepflegt: Samuel Kempe(-nsköld), Marias Onkel, hatte schon 1629 eine Chronik über Gustav I. für den Gebrauch am Gymnasium veröffentlicht und war später in seinem Amt als Ritterhaussekretär ständig mit genealogischen Fragen beschäftigt.³⁶⁹ Maria und ihre Geschwister hatten oft Kontakt mit den „Kempensiölderne“). Der letzte Eintrag, der genau diesem Muster folgt, behandelt den Tod der Mutter 1658. Danach verlieren die Notizen ihre Schwerfälligkeit, auch weil sie nicht mehr ausschliesslich Todesfälle dokumentieren. Nun beginnt die Chronik des Lebens, der Geburten, Hochzeiten, Taufen, Reisen und Familientreffen. Die neuen Todesfälle werden immer noch feierlich, aber weniger förmlich und meist kürzer formuliert. Die freudigeren Ereignisse werden in einer knappen und nüchternen Alltagssprache dargestellt.

Anfangs 1664 steht erstmals eine rein persönliche Notiz ohne dynastische Relevanz, die festhält, dass Maria für ein halbes Jahr zu ihrer Tante nach Nyköping zog. Sjöblad hat sicherlich recht, wenn sie Maria Agriconias „memorialbook“ (wie es ihr Bruder am Ende nennt) als Beweis für ihre These heranzieht, dass die schwedischen Frauen auf anderen Wegen zum Verfassen von Tagebüchern gelangt sind als die Männer, die Vorbilder in der religiösen und humanistischen Tradition hatten. Die überlieferten frühesten Tagebücher von Frauen seien gewissermassen beiläufig aus anderen Textsorten praktischen Zuschnitts entstanden, d.h. aus Haushalts- und Rechnungsbüchern, Familien-Annalen und Almanachen, für die sie traditionellerweise zuständig waren. Das Festhalten von Geburten, Verwandschaftsbeziehungen und damit auch Eigentumsverhältnissen

³⁶⁸ Ihr Nachfahre Daniel Tilas bestätigte in Gjörwell 1759:29, dass Maria Agriconia für die Erziehung der Töchter Drakenhielms aus zweiter Ehe zuständig war.

³⁶⁹ Åkerhielm 1970:11.

war in Zeiten, in denen Wiederverheiratung und grosse Kinderscharen der Normalfall waren, eminent wichtig. Das annalistische Familienbuch ist eine der Vorgänger-Textsorten des subjektiven Tagebuchs, wie es sich im 18. und 19. Jahrhundert verbreitet. Typische Merkmale früher Übergangsformen sind die Einhaltung der kalendarischen Einteilung, die formelartige Sprache und der nur zaghafte Beginn des individuellen Ausdrucks über das absolut Notwendige und Gattungstypische hinaus.³⁷⁰

Zweifellos ist Maria Agriconias Werk eine solche Übergangsform, die der Chronik bis zum Schluss eng verhaftet bleibt. Sjöblads Beurteilung, diese Familienchronik kippe in dem Moment in ein persönliches Tagebuch um, wo die Gegenwart erreicht wird,³⁷¹ soll nun etwas genauer ausgeführt werden.

Die Familienchronik wird eher durch eine selektive Chronik des eigenen Lebens als durch ein Tagebuch abgelöst, denn die Eintragungen sind nicht regelmässig, beispielsweise täglich oder wöchentlich erfolgt, sondern weisen teilweise mehrmonatige Vorwegnahmen auf. Die Handschrift ist keine Reinschrift, und deshalb kann die Chronologie des Schreibprozesses mitverfolgt werden. An verschiedenen Stellen wurde reichlich Platz für Nachträge freigelassen, und zuweilen erkennt man am veränderten Schriftbild (etwa am vorübergehenden Gebrauch einer anderen Feder), dass ein solcher Leerraum später aufgefüllt wurde. Nur schon aus formaler Sicht handelt es sich deshalb nicht um ein Tagebuch im eigentlichen Sinn, auch nicht um ein nachträglich reingeschriebenes wie das von Gyllenius. Bei Gyllenius verhält es sich tatsächlich so, dass er anfänglich eine Familienchronik und später das Tagebuch seiner Familie führt.

Nicht nur in diesem Punkt unterscheiden sich diese beiden auf den ersten Blick so ähnlich wirkenden Texte markant. Auch die Inhalte sind nicht vergleichbar. Ganz anders als Gyllenius thematisiert Maria Agriconia ihr eigenes Leben im Sinne von individuellen Handlungen oder Ereignissen niemals; damit ein Ereignis in den Text aufgenommen wird, müssen neben ihr noch andere Familienmitglieder daran beteiligt oder davon betroffen sein. Ihre Familienchronik wird also allmählich zur Chronik ihres Lebens im Familienverbund. Die überlieferten Informationen sind daher nie wirklich persönlich, und ihre Formulierungen verzichten auf jeden Kommentar. Dadurch kommt Maria Agriconias Darstellung nie auch nur in die Nähe der Intensität, die Gyllenius bei ergreifenden Ereignissen doch einige Male vermittelt. In Form *und* Inhalt liegt der Text damit noch deutlich näher bei der Familienchronik als bei einem persönlichen Tagebuch. Hier darf allerdings auch nicht vergessen werden, dass einerseits gerade der halboffizielle Charakter der Texteinleitung mit den Todesfällen bis ins Jahre 1610 von vornehmerein nicht zum Festhalten von wirklich persönlichen Erfahrungen einlädt. Damit signalisiert der Text von Anfang an, dass er die ganze Familie etwas angeht. Andererseits kommt an mancher Stelle das Gefühl auf, dass das gebundene Büchlein im Kleinoktagformat für Maria Agriconia sehr wohl ein geheimes Schatzkästlein war. Mit dieser harmlosen und letztlich informationsarmen Gedächtnissstütze über alle Besuche, Reisen

370 Sjöblad 1992:15-16.

371 Sjöblad 1992:12.

und Feste schien Maria die damit verbundenen Erlebnisse und persönlichsten Assoziationen zu memorieren, ohne sie den anderen Lesern zu offenbaren.

Sjöblad weist ebenfalls auf die meisten dieser Punkte hin. Ihre These bedeutet letztlich, dass die Textsorte „persönliches Tagebuch“ von den frühesten Schreiberinnen genuin und vermutlich unabsichtlich generiert wurde, was in der grossen inhaltlichen und formalen Diskrepanz zwischen den frühesten Texten resultiert, die von der „Ausgangstextsorte“ abhängt. Sowohl Maria Agriconia als auch Beata von Yxkull mit ihrem Almanach eignen sich dank ihrer inhaltlichen Merkmale in der Tat sehr gut als Argumente für die sekundäre Entstehung des Tagebuchs aus der Beschäftigung mit anderen Textsorten des Alltags, denn beide demonstrieren diesen Übergang in einem sehr frühen Stadium, wo sich das Persönliche und Individuelle noch kaum äussert. Doch bei genauerer Betrachtung muss hinzugefügt werden, dass auch die beiden bisher besprochenen Tagebücher von Männern, nämlich Rosenhane und Gyllenius, genau in dieses Entstehungsschema passen. Beide Männer schreiben in erster Linie ein Berufs- und Reisejournal. Auch bei ihnen überwiegen ganz klar die praktischen Funktionen, d.h. die Memorierung von Fakten, während Persönliches bei Rosenhane sehr stark im Hintergrund bleibt und auch bei Gyllenius verhältnismässig selten ist, wenn man berücksichtigt, dass sein Tagebuch insgesamt 45 Jahre weitestgehend abdeckt. Zumindest diese beiden Männer knüpfen eindeutig nicht an eine religiöse oder humanistische Tagebuchtradition an, und auch die weiteren Männertagebücher der Untersuchung entstanden vielmehr aus beruflichen Gründen. Es mag stimmen, dass Frauen nur äusserst selten auf einem anderen Weg als über Texte des täglichen Gebrauchs zum Tagebuchschreiben veranlasst wurden – doch das galt mit Sicherheit auch für den überwiegenden Teil der Männer. Die vielen Menschen, die praktische Journale führten, ebneten den Weg zum individuellen introspektiven Tagebuch des 18. Jahrhunderts wohl mindestens ebenso wirksam wie die humanistischen Vorbilder. Anders als mit ursprünglich praktischen Absichten der Schreibenden wäre die in ganz Nordeuropa festzustellende Sachlichkeit der frühen Tagebücher auch schwer zu erklären, denen bis ins 18. Jahrhundert noch keine dialogischen Funktionen übertragen wurden.³⁷²

Im Quervergleich zeigt Maria Agriconias Text folgendes sprachliches Profil: Grossé Werte bei den verschiedenen Massen für die Wortlänge; wenige Pronomen der ersten Person Plural und der dritten Person Singular maskulin, dafür aber viele der dritten Person Singular feminin und gleichzeitig viele Frauennamen; geringe Verbvariation; wenig Subjektwiedergaben durch Namen und Nomen, aber viele durch Pronomen und auch häufige Subjektilgung; wenig zum Thema Institutionen und wenige Abstrakta, hingegen viele Schlüsselwörter zum Thema Körper. Betrachten wir diese Verteilung noch hinsichtlich der beiden wichtigeren Korpusgruppierungen: Von den anderen Frauen unterscheidet sie sich sprachlich vor allem durch ihre grossen Wortlängen, aber auch durch die grosse Anzahl Frauennennungen und die relative Absenz von Männern. Verglichen mit den anderen Protokollen ist ihre geringe Verbvariation, die seltene Subjektwiedergabe und das häufige Thema Körper auffällig.

372 Vgl. auch Sjöblad 1992:14.

5.6 Andreas Bolinus (1642-1698)

Andreas Bolinus wurde 1642 in Småland geboren, wo er 1698, mittlerweile Pfarrer in Forsheda geworden, auch starb. Er hinterliess drei grössere selbstverfasste Dokumente: 36 Seiten *Personalia*, d.h. einen Lebenslauf, der zum Vorlesen an seinem Begräbnis gedacht war; ein Tagebuch von August 1666 bis Oktober 1697 mit einer biographischen Einleitung; und ein so genanntes „Reisebuch“, das seine Reisen in Deutschland und Schweden dokumentiert.

Bis heute wurden nur Auszüge davon gedruckt; zum Druckzeitpunkt (1913) befand sich das Dossier in Privatbesitz.³⁷³ Die vom Herausgeber getroffene Auswahl der Auszüge ist häufig unbefriedigend und weckte mehr als einmal die Frage, ob dieser Druck sich überhaupt als Quelle eignet. Der Herausgeber hatte sehr konkrete Vorstellungen davon, was das Lesepublikum interessiert: hauptsächlich Kriegshistorie, Geld- und Preisentwicklungen, Treffen mit bekannten Persönlichkeiten. Notfalls übersprang er ohne zu zögern ganze „uninteressante“ Jahrzehnte des Lebensberichts, und er kombinierte und zitierte die drei Texte beliebig in der Absicht, so viele „interessante“ Informationen wie möglich bieten zu können. Auf der anderen Seite liess er bei der sprachlichen Wiedergabe der Quelle offensichtlich grosse Sorgfalt walten; dies bewog letztlich zur Aufnahme des Textes in unser Korpus. Folgende Bedingungen mussten beim Sample erfüllt sein: Es kamen nur vollständig wiedergegebene Eintragungen aus dem Tagebuch in Frage. Noch so interessante Stellen aus den *Personalia* und dem Reisebuch wurden hier nicht berücksichtigt, um die Textsortenkategorie nicht zu missachten. Der zum Zufalls-sampling verwendete Würfel fiel auf das Kriegstagebuch vom 17. August 1676 bis 19. September 1678. Die hier fortlaufend aufgelisteten Einträge mussten aus der editorischen Einbettung herausgelöst werden, und ohne Zugang zur Handschrift ist nicht abschätzbar, ob bei der Veröffentlichung grössere Auslassungen vorgenommen worden sind. Es muss auch gesagt werden, dass der untersuchte Ausschnitt weder thematisch noch sprachlich zu den farbigsten Texten dieses Autors gehört; seine Prosa hätte in bei dem mehr geboten. Die Bemerkungen des Herausgebers über Passagen, die er nicht abdruckt, lassen erahnen, dass Bolinus‘ Tagebuch in vielem demjenigen von Gyllenius gleicht und uns heute gerade die damals verschmähten Teile interessieren würden.

Nicht nur das Tagebuch, auch die Lebensläufe von Bolinus und Gyllenius glichen sich. Bolinus‘ Eltern hatten schon früh beschlossen, ihn zum Pfarrer ausbilden zu lassen, und sie konnten ihm während seiner ganzen Ausbildung immer wieder unter die Arme greifen. Mit dreizehn Jahren kam er an die Schule von Växjö, wo auch er als Informator dazuverdiente. Als Vierundzwanzigjähriger zog er direkt weiter an die Universitäten in Deutschland, zuerst nach Rostock, weil das Studieren dort billiger war als in Uppsala.³⁷⁴ Zu diesem Zeitpunkt begann er mit dem Schreiben seines Tage- und seines Reisebuchs. Der Aufenthalt an der Akademie von Rostock fiel sehr kurz aus. Nach knapp drei Monaten zog er bereits weiter nach Wittenberg, wo er sich gleich am 8. Januar 1667 immatrikulierte, einen Tag nach der Ankunft. Bis im Mai des folgenden

373 Vgl. Brunnström in Bolinus 1678:3.

374 Brunnström in Bolinus 1678:9.

Jahres absolvierte er nun verschiedene Kollegien in Wittenberg; dann trat er zusammen mit seinem Mitstudenten aus Schweden eine Rundreise durch Deutschland an, die in weniger als zwei Monaten über Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Frankfurt am Main, Darmstadt, Rottenburg, Tübingen, Ulm, Augsburg, Nürnberg und Chemnitz wieder zurück nach Wittenberg führte, um nur einen Teil der visitierten Städte zu nennen.³⁷⁵ Sein Reisebuch beschreibt unermüdlich die wichtigsten sakralen und profanen Gebäude, die Art der Befestigungsanlagen, die Sitten und Gebräuche in den Akademien und den verschiedenen ihm unbekannten Religionsgemeinschaften, d.h. vor allem Katholiken und Juden. Auch Kleidermoden und regionale Trachten schildert er, und was für Gyllenius die allgegenwärtige Notiz zum Wetter war, ist für Bolinus das akribische Verzeichnen der Marktpreise für Alkoholisches. Eine besondere Freude bereiten ihm auch kunstvolle technische Apparate wie Uhrwerke, Glockenspiele und Orgeln.

In Wittenberg studierte er nochmals knapp zwei Jahre. Im März 1670 reiste er zurück nach Schweden, und im Oktober immatrikulierte er sich in Uppsala. Mit Hilfe eines königlichen Stipendiums konnte er bis im Herbst 1674, mit zweiunddreissig Jahren, seine Studien abschliessen. Im Jahr darauf erhielt er die Priesterweihe und eine Stelle als Regimentsprediger. Dieses Leben in Feldlagern der südschwedischen Kriegsschauplätze führte er bis 1681, als ihm ein Pastorat bewilligt wurde. Er „konservierte“ die zweiundzwanzig Jahre jüngere Tochter des Vorgängers. Das Tagebuch aus den Jahren seiner Landpfarrei enthalte nur noch „alle möglichen unbedeutenden Dinge“, wie der Herausgeber schreibt, bevor er leider entsprechend streng selektiert.³⁷⁶

Die abgedruckten Eintragungen der letzten Lebensphase gleichen sehr denjenigen von Gyllenius, beweisen aber mehr Affinität zu den Ereignissen in Königshaus und in prominenten Kreisen. Todesfälle im Fürstenhaus oder in einer Kurie finden in Bolinus‘ privatem Tagebuch Aufnahme; Gyllenius dagegen verzeichnete in der Regel nur Ereignisse, die ihn persönlich betrafen. Doch sonst sind die Texte der beiden Landpfarrer sprachlich und auch thematisch nahezu deckungsgleich gestaltet – bis hin zur Gewohnheit, am Ende des Jahres den Verlauf des Wetters und die Ernte nochmals ins Gedächtnis zu rufen. Es wäre sicherlich aufschlussreich, wenn Bolinus‘ Texte (die sich zeitlich nahtlos an Gyllenius anschliessen) ungekürzt zugänglich gemacht würden.

Die Sprache des Auszugs aus den Jahren als Feldprediger unterscheidet sich erwartungsgemäss hauptsächlich in der Lexik von den anderen Segmenten. Hier dominiert ausschliesslich die militärische Thematik, und die Notizen sind kurz und sachlich. Bolinus gehört zu den Männern, deren Texte keine Spuren von Frauen aufweisen, weder als Namen- oder Personennennung noch als feminines Pronomen. Auch die Familie ist in diesem Ausschnitt kein Thema, mit Ausnahme des Bruders Bengt, der zufällig in einer Truppe bei Bolinus aufmarschiert und mit seiner Hilfe seine Rekrutierung rückgängig machen möchte. Im Vergleich mit den anderen Männern verwendet Bolinus wenig lange Wörter und wenige Einfachnennungen. Dafür verwendet er unüblich viele Possessivpronomen, die sich oft auf die Truppe beziehen (*wårt [...] Regemente* etc.). Vergli-

³⁷⁵ Vgl. Brunnström in Bolinus 1678:30.

³⁷⁶ Brunnström in Bolinus 1678:83.

chen mit den anderen Tagebüchern fällt die grosse Variation der Substantive bei gleichzeitig geringem Substantivgesamtvorkommen auf; in dieser Hinsicht ist der Text also weniger repetitiv als die Vergleichsgruppe. Der Spitzenwert bei den grammatisch korrekten Subjektilgungen ist eine Folge der häufigen Infinitivkonstruktionen und der beigeordneten Sätze ohne Subjektwiederholung. Wie bei zwei Dritteln der Tagebücher, darunter alle von Männern, sind auch in Bolinus' Auszug keine Schlüsselwörter zum Thema Körper anzutreffen. Vergleicht man mit den anderen Texten der frühen Periode, ist nochmals die Anzahl der Subjektilgungen charakteristisch, und das Fehlen von Frauennennungen geht hier einher mit einem allgemein niedrigen Vorkommen von namentlichen Personennennungen. Die frühen Texte haben tendenziell mehr Pronomen der ersten Person Plural, und Bolinus ist hier Spitzenreiter. Auch beim Thema Institutionen liegt er in dieser Periode mit seinem Militärtagebuch deutlich an der Spitze; bei vier der sechs Vergleichstexte sind Institutionen kein Thema.

5.7 Maria Euphrosyna (1625-1687)

Maria Euphrosyna wurde 1625 geboren. Sie ist die ranghöchste aller hier untersuchten Autorinnen und Autoren und verbrachte den Grossteil ihres Lebens im innersten Kreis der Machtelite. Ihre Mutter war Prinzessin Katharina von Schweden, die Halbschwester Gustaf II. Adolfs, ihr Vater war Graf Johan Kasimir von der Pfalz-Zweibrücken.

Königin Christina war folglich ihre Cousine zweiten Grades. Nach dem Tod von Gustaf II. Adolf wurde die Obhut für die Halbwaise für zwei Jahre in die Hände von Maria Euphrosynas Mutter gelegt. In dieser Zeit wurden die fast gleichaltrigen Cousinen zusammen unterrichtet. Nach dem Tod der Mutter 1638 zogen Maria Euphrosyna und ihre zwei Schwestern an Christinas Hof. Jede von ihnen erhielt jährlich 3000 Taler Silber (was zehnmal mehr als der Lohn der adeligen Hofdamen war!³⁷⁷), und zudem eine eigene Hofdame und ein eigenes Dienstmädchen. Jedes Neujahr schenkte Christina ihnen nochmals 500 Reichstaler.³⁷⁸

Maria Euphrosyna blieb neun Jahre an Christinas Hof. Als sie dann ins Ausland verheiratet werden sollte, soll Christina persönlich darauf gedrängt haben, dass der Bewerber eine Absage erhielt, weil sie nicht auf sie verzichten wollte. Kurz darauf habe sie angeregt, ihre Cousine mit ihrem erklärten Protegé Magnus Gabriel de la Gardie zu verbinden. Maria Euphrosynas Lebensbeschreibung legt grosses Gewicht auf die Schilderung von Königin Christinas Einflussnahme auf ihre Verheiratung. Die Königin habe den Brautleuten für die Erfüllung ihres Wunsches besondere Gnade und Beförderung in Aussicht gestellt.

In den zwei Verlobungsjahren und auch nach der Hochzeit verlieh Christina Magnus Gabriel de la Gardie von Jahr zu Jahr einflussreichere Ämter und überhäufte das Paar mit unübertraffen grosszügigen Geschenken und Donationen. Dazu kamen Erbschaften und gezielte Landkäufe – Magnus Gabriel de la Gardie stieg innert kurzer Zeit an die Spitze der schwedischen Landeigner auf. Gegen das Ende von Christinas Regierungszeit (1652) verlor de la Gardie die Gunst der Königin, doch nach ihrem Rücktritt holte sein Schwager ihn zurück an die Macht.

Maria Euphrosynas Bruder Karl Gustav war um 1650 zum Thronfolger bestimmt worden und regierte ab 1654. In den folgenden Jahren erlebte Maria Euphrosyna die ersten empfindlichen materiellen Rückschläge. 1655 beschloss der Reichstag eine erste Rücknahme bestimmter Güter, u.a. eines Viertels der seit 1632 verteilten Donationen und Löhne („fjärdepartsräfsten“). Die Massnahmen wirkten auf die Finanzen der Eheleute einschneidend. Maria Euphrosyna betont, dass sie die grossen Summen, die sie in der Zwischenzeit ausgegeben hatten und die nun zurückgefördert wurden, nicht eigen-nützig, sondern für das Ansehen von Reich und Regenten in Bauprojekte, Festlichkei-

³⁷⁷ Vgl. Persson 1997:309.

³⁷⁸ Zur Verdeutlichung der Relationen: 3'000 Taler Silber entsprachen um 1640 dem Jahreslohn von 25 Grubenarbeitern. 500 Reichstaler waren nochmals über 1000 Taler Silber, d.h. nochmals drei Hofdamen-Löhne. Um 1650 erhielt ein Generalgouverneur 10'000 Reichstaler Jahreslohn, was etwa 15'000 Talern Silber entsprach (vgl. Maria Euphrosyna 1682:37; Umrechnungen nach Lagerqvist/Nathorst-Böös 1984:68-70).

ten und militärische Operationen gesteckt hätten. Ihr gewaltiges Vermögen ermöglichte den Eheleuten in der Tat die Entfaltung einer spektakulären Bautätigkeit, wie sie das Land weder vorher noch später jemals von einzelnen Bauherren erlebt hat – De la Gardie gilt als Schwedens grösster Mäzen der schönen Künste und Wissenschaften. Auf eigene Kosten stifteten sie auch Kirchen, Schulen und soziale Einrichtungen.³⁷⁹

Die durch die erste Reduktion erlittenen Einbussen wurden vom neuen Regenten bald wieder wettgemacht. In den sechs Jahren seiner Regierung betraute Karl X. Gustav die beiden mit verschiedenen einträglichen Aufgaben. Seine Schwester versah Funktionen am Hof, im Umfeld der jungen Königin und bei der Betreuung des kleinen Thronfolgers, und sein Schwager diente ihm zunächst als Offizier, und bis zuletzt auch als Diplomat und Politiker (u.a. als Reichsschatzmeister und Universitätskanzler). Die Wertschätzung des Königs drückte sich nicht nur in grosszügigen Besoldungen und Geschenken, sondern auch in der Verleihung von eroberten dänischen Ländereien aus (schon nach dem Friedensschluss von 1660 mussten sie auch diese Geldquellen wieder abtreten). In Maria Euphrosynas Darstellung nimmt die Unterredung mit ihrem Bruder an dessen Sterbebett einen wichtigen Platz ein. Dort habe er ihr eröffnet, dass er in seinem Testament das Reichskanzleramt an Magnus Gabriel de la Gardie übertragen hatte. Ihr Mann wurde damit zum Mitglied der Vormundschaftsregierung, die bis zur Mündigkeit von Karl XI. 1672 das Land steuerte. Während der ersten vier Jahre von Karls XI. Regentschaft konnte de la Gardie seinen Neffen weiterhin beeinflussen, doch danach wurde er zunehmend ausgeschaltet. Mit der Verleihung des höchsten, aber politisch einflussarmen Amts des Reichstruchsesses wurde er schliesslich von der Macht weg befördert. Ab 1680 war er wie die anderen politisch bedeutungslos, ab 1682 musste er sich von seinen Ämtern fernhalten. Die Mitglieder der Vormundschaftsregierung, allen voran Magnus Gabriel de la Gardie, wurden von allen Seiten heftig für ihre Aussenpolitik und vor allem für ihren ruinösen Staatshaushalt angegriffen und zur Rechenschaft gezogen.

Karls XI. Abrechnung mit der Vormundschaftsregierung und die rigide Reduktion ab 1680 nahmen den Eheleuten praktisch alle im Laufe ihres Lebens erworbenen Güter und Mittel wieder ab. Im Allgemeinen waren die finanziellen Folgen der Reduktion für den Hochadel weniger einschneidend, als man aus den Reaktionen ableiten könnte; diese Elite war auch danach noch schwerreich. Doch niemand aus dem Hochadel wurde auch nur annähernd so hart getroffen wie Magnus de la Gardie. Noch 1679 entsprach Magnus de la Gardies persönlicher Haushalt unvorstellbaren 5% des gesamten Staatshaushaltes – und wenige Jahre später durfte er nur aus Gnade sein Lebensende auf Venngarn verbringen. Die Finanzen der beiden steckten allerdings schon früher trotz der ungeheuren Einnahmen immer wieder in Engpässen, weil ihr Lebensstil die vom Hochadel erwartete Pracht- und Machtentfaltung so exemplarisch zelebrierte, dass sie ständig hoch verschuldet waren. De la Gardie, der schon seit langem den Ruf eines schlechten Haushalters hatte, musste bereits nach der Konfiskation der Graf- und Freiherrenschafoten und den damit verbundenen Rückzahlungen u.a. seinen Stockholmer Palast verpfänden. Als er zur Wiedergutmachung für die Versäumnisse der Vormundschaftsregierung auch noch

³⁷⁹ Ein Kurzportrait, das sein Mäzenatentum und seine kulturellen Verdienste betont, ist in Den svenska historien 7:44-47 zu finden.

auf einen Schlag 400'000 Taler Silber aufbringen sollte, waren alle Geldquellen versiegt. Der ganze Besitz, inklusive die Mobilien, wurde beschlagnahmt. Auch die privaten Kreditoren, die seit Jahren hingehalten worden waren, pochten nun unnachgiebig auf Rückzahlung, als der Adel rundherum seine ökonomische Basis verlor. Die letzten Lebensjahre verbrachten die beiden in relativer Armut, immer darauf angewiesen, gegen Hinterlegung eines Wertgegenstandes einen weiteren Kredit bekommen zu können. Nach de la Gardies Tod 1686 ging Maria Euphrosyna in den Konkurs und musste mit ansehen, wie ihr Mobiliar auf die Gant kam.

Die Autobiographie ist vor diesem Hintergrund zu lesen. Sie entstand 1682, als die finanzielle und politische Talfahrt schon alle jemals möglichen Befürchtungen übertroffen haben musste. Anstelle der Würdigung, die sie ihrem Stand und ihrem Einsatz für das Reich entsprechend erwarteten, sahen sich die Eheleute nun ungeheuren Anklagen, Verfolgungen und Verleumdungen gegenüber. Die Mitglieder der Vormundschaftsregierung wurden von einer Spezialkommission für alle Staatsausgaben während ihrer Amtsausübung, die über die Normalbudgets der Jahre zuvor hinausgingen, genau so zur Verantwortung gezogen wie für alle politischen Massnahmen, die ihrem Auftrag zur Sparsamkeit entgegengelaufen waren; dazu zählten auch viele unrechtmässige Donationen an sich selbst und andere.³⁸⁰ Hier ist nicht der Ort, um auf die erhobenen Vorwürfe und ihre Stichhaltigkeit einzugehen – wichtig ist es aber, das Bestreben von Maria Euphrosynas Text in diesem Kontext zu sehen. Mit jeder Zeile arbeitet Maria Euphrosyna darauf hin, die Ungerechtigkeit der neuen Zeit und die Rechtmässigkeit der früheren Besitzungen aufzuzeigen. Aus ihrer Perspektive waren alle Geschenke und Donationen ehrlich verdient; sie wird nicht müde zu betonen, dass beide Eheleute zeitlebens ihre eigenen Interessen und Wünsche zurückgestellt hätten, um den Regenten und damit dem Reich zu dienen. Ein zentraler Punkt ihrer Verteidigung ist, dass de la Gardie Offizier bleiben wollte und sich gegen die Übernahme von mehreren politischen Chargen lange gewehrt habe, schliesslich aber dem Willen der Regenten nachgeben musste³⁸¹ – womit alle Anschuldigungen wegen Macht- und Habsucht und auch Unzulänglichkeiten bei der Amtsausführung hinfällig wurden. Diese Darstellung der Dinge vertrat Magnus de la Gardie bereits einige Jahre früher in zwei gedruckten Verteidigungsschriften. Es versteht sich von selbst, dass in einer solchen Auslegung das Zerwürfnis mit Königin Christina und auch sämtliche anderen Konflikte mit den Regenten und den anderen Regierungsorganen mit Stillschweigen übergangen werden.

Maria Euphrosyna nennt den Text schon zu Beginn eine Erinnerungsschrift („ihug-kommelses Skrift“), verfasst als Lob- und Danksagung an ihren Gott, der ihr stets Wohltaten erwiesen habe. Dies ist denn auch eine Hauptstütze ihrer Verteidigung: Die Tatsache, dass sie und ihr Gatte im Leben von Gott selber und – quasi in der Verlängerung von Gottes Arm – von zwei Regenten mit Ämtern, Ehren und Besitz überhäuft wurden, wird als Belohnung gedeutet und damit als Beweis für ihre Rechtschaffenheit verwendet. Sie hätten sich nie um die verliehenen Ämter und Geschenke bemüht; alle

380 Zur Finanzlage der Eheleute s. Den svenska historien 7:144, 188-189 u. 44-47.

381 Maria Euphrosyna 1682:45-46.

Wohltaten hätten sie von der Obrigkeit im Schlaf erhalten (was nicht ganz der Wahrheit entspricht³⁸²). Die Beweisführung lehnt sich deutlich an den 127. Psalm des Psalters („An Gottes Segen ist alles gelegen“): „Es ist umsonst, dass ihr früh aufsteht / und hernach lange sitzet und esset euer Brot mit Sorgen; / denn seinen Freunden gibt er es im Schlaf“ (Ps. 127:2).

[...] vy väl måge seija med Jacob, vy ähr all för ringa till all den nådh och barmheertigheet oss bevyst utaf vår Gudh, kunna säija vi intet hafva rent eller lupi efter det eller någons skade, uthan undfått det medan vy hafve sufve och regera vår Öfverheets hjerta at erkänna den trogna och flytige tienst min Herre utaf ett troge hjerta emoth sin öfverheet med all tacksamheet undfänge hafver [...]³⁸³

Die logische Konsequenz der systematischen Verquickung von weltlicher und himmlischer Obrigkeit ist, dass die Widersacher der Auserwählten sich gegen Gott stellen, also gottlos sind. In einer solchen Argumentation wäre die ausführliche Schilderung von erlebten Misserfolgen, Leiden und Prüfungen kontraproduktiv. Dies erklärt die selektive Themenauswahl dieser Lebensbeschreibung mit, wo Erfahrungen ausgeblendet werden, die selbst aus der Rückschau noch bedeutsam erscheinen mussten – beispielweise das selbst für die damaligen Verhältnisse erschütternde Schicksal, von elf Kindern acht sterben sehen zu müssen. Ein wesentlicher Grund für die Themenauswahl ist aber auch beim Adressatenkreis zu orten; mehr dazu später.

In dieses Denkmuster von Verdienst und Belohnung passt auch die mehrmals wiederkehrende Betonung des eigenen Fremdseins. Zunächst irritiert es bei der Lektüre, dass Maria Euprosyna sich ständig als Fremdling in der schwedischen Aristokratie bezeichnet, also nicht die doch relativ enge Verwandtschaft mit dem Königshaus auf der Spindelseite betont, sondern das Fremdsein auf der Schwertseite. Obwohl ihr Vater aus Deutschland stammte, war sie (wie die meisten ihrer Geschwister) bereits seit ihrer Geburt in Schweden, wo ihre Kindheit eingebettet in der Elite verlief, der ihre Mutter angehörte. Im Text spricht die Mutter als erste vom Fremdsein, als sie auf dem Sterbebett den Schutz der Königin und der Übergangsregierung für ihre Kinder und ihren Mann erfleht.³⁸⁴ Die zweimal vorkommende Situierung von Schicksalswendungen an einem Sterbebett ist übrigens nicht nur literarisch wirkungsvoll, sondern gehört ebenfalls zur Argumentationsstrategie (die andere Sterbeszene zeichnet Karl X. Gustaf, der in seinen letzten Zügen das Reichskanzleramt auf de la Gardie überträgt). Indem im Angesicht des Todes Versprechen abgenommen und gelobt werden, sollen Verwandtschaftspflichten und -dienste göttlich autorisiert werden. Die Versprechenden verpflichten sich nach zwei Seiten zur Erfüllung des Gelobten: vor den Anwesenden und vor Gott. Damit erhalten die Handlungen Christinas und später auch Magnus Gabriel de la Gardies eine alles Weltliche überragende Legitimation.

382 U.a. erhielt er die letzten zwei Ämter als Hofgerichtspräsident und Reichstruchsess nur dank Maria Euprosynas Einflussnahme. Vgl. Åslund 1992:216-222.

383 Maria Euprosyna 1682:55.

384 Maria Euprosyna 1682:30-31.

Doch kehren wir zurück zur Betonung des Fremdseins. Die ausländische Herkunft der Familie und die fehlende Introduktion im Ritterhaus wurde zwar später als Vorwand benutzt, um ihren Bruder Adolf Johan aus der Vormundschaftsregierung zu entlassen, doch Maria Euphrosyna selbst als Frau und als Gattin de la Gardies war davon kaum betroffen.³⁸⁵ Auch die Fremdheit ist ein rhetorisches Manöver, um die von der Cousine erhaltene Gnade und Gunst als ein Verdienst erscheinen zu lassen, das nicht auf Verwandtschaft, sondern auf persönlichen Prästationen beruht, zunächst wohl durch Hingabe und Gehorsam bei Hofe. Da dies aber nicht der vollen Wahrheit entspricht, kollabiert der Text in diesem Punkt an mehreren Stellen. Die folgenden Hervorhebungen zeigen, wie im einen Zusammenhang das Fremdsein und im nächsten die Verwandtschaft betont wird:

- [...] jag blefve medh Mine Systrar i al ähra och hedher respectera ved hofvet efter vårt Ståndh och vi som *fremlingar* undfinge utaf Regeringen genom Axel Banners recommendation åhrligen vardera till pention 3000 Dal:r Sölf:Mt. [...] (S. 31)
- [...] H:s Maj:t icke ville consendera, uthan sadhe hon vore i Sverige så mechtig, och hadhe så förnäma Herrar, som hon kunde gifva sin *Fränka* [...] (S. 32)

Noch auf der gleichen Seite steht auch Christinas Gelöbnis, sie wolle Maria Euphrosyna für ihre Einwilligung in die Hochzeit mit de la Gardie „[...] icke älska och ära som sin *Fränka* allena utan som sin *Syster*“. Im ganzen Kontext der Verheiratung bezeichnet sich Maria Euphrosyna in unterwürfigem Gestus selbst als arme Fremde, während Christina sie ihre „Verwandte“ oder gar „Schwester“ nennt (vgl. auch Maria Euphrosyna 1682:35).

Die Verquickung von Verwandtschafts – und Meritenkonzept erfährt noch mehrere Steigerungen und Variationen im Lauf des Textes. Anfänglich ist es so, dass Maria Euphrosynas Mutter die noch lebende, aber der Erziehungsverantwortung enthobene Mutter Christinas ersetzt, so dass die beiden Mädchen in dieser Phase nicht nur Cousinsen zweiten Grades, sondern (Zieh-)Schwestern sind. Nach dem Tod ihrer Mutter zeichnet Maria Euphrosyna das Verhältnis plötzlich umgekehrt. Nun ersetzt die etwa gleich alte Cousine *ihr* die Mutter (man beachte auch den immerwährenden Dritten im Bunde):

[...] sedan var jag i hofvet hos Droning KERSTIN ifrån A:o 38 Till 47, där H:s Maj:t mig så stor nådh bevyste, at jag aldrig, saknade någon Moder, uthan må väl det seja at Gudh och Droning KERSTINS Nådh och Godhet har vare min och mina syskons lycka i världen[...]³⁸⁶

Das komplizierte Konzept von Verwandtschafts- und Dienstverhältnis wird auch in den Passagen zur Regierungszeit ihres Bruders beibehalten, wobei die nun unleugbar enge Blutsverwandtschaft eine noch stärkere Betonung der Meriten beider Eheleute erfordert. Hier muss nun daran erinnert werden, dass die Förderung und Bevorzugung von Verwandten oder Günstlingen nicht per se verurteilt wurde, sondern im Gegenteil eine gän-

385 Den svenska historien 7:32.

386 Maria Euphrosyna 1682:31.

gige und aus der Sicht des Staates recht gut funktionierende Praxis war. Oft wurde selbst nach aussen kein Geheimnis darum gemacht, wer wen portierte oder wer wem verpflichtet war. Die Eheleute mussten sich somit kaum gegen grundsätzliche Vorwürfe wegen Nepotismus verteidigen, sondern gegen ausserordentliche Rückforderungen als Folge der astronomischen Höhe der geflossenen Zuwendungen und wegen Versäumnissen, Unrechtmässigkeiten und Fehlern bei Magnus de la Gardies Amtsausübung. Ihm wurde von seinen Gegnern beispielsweise die Hauptschuld dafür angelastet, dass Schweden in den Krieg zwischen Frankreich und Holland hineingezogen wurde.

Die Verteidigungshaltung der Schrift ist offenbar, doch es ist kaum korrekt, sie deshalb als eine Art Einlage in einem Rechtsverfahren zu deuten.³⁸⁷ Dagegen spricht nur schon die Tatsache, dass Maria Euphrosyna nicht die Dienste eines Sekretärs in Anspruch nahm, sondern selbst zur Feder griff.³⁸⁸ Eigenhändiges Schreiben galt für eine Dame ihres Standes als unfein und gehörte sich in offiziellen Zusammenhängen nicht. Für jede Korrespondenz, die über den Familienkreis hinausging, wurden in der Regel Schreiber oder Sekretäre beigezogen, welche oft nicht nur nach Diktat arbeiteten, sondern bisweilen die ganze Formulierungsarbeit übernahmen – an vielen Schreiben von hochstehenden Personen ist deshalb nur die Unterschrift eigenhändig.³⁸⁹ Auch wenn die Reduktionen und ihre finanziellen Folgen für die Familie thematisch zweifellos stärker im Zentrum stehen als alles andere Erlebte, sind die Adressaten nicht in einer juridischen Öffentlichkeit, sondern im engsten Familienkreis zu suchen.

Im immerhin einunddreissig Kleinoktavseiten umfassenden Drucktext dominiert die Beschreibung der materiellen Gewinne und Verluste, und daran ganz besonders, dank welcher Dienste und besonderen Umstände die einzelnen Posten in den Besitz des Ehepaars gelangt waren. Das daraus erschliessbare Inventarium umfasst Renten, Löhne, Geldgeschenke, Immobilien, Ländereien sowie Schmuckstücke, Mobiliar und Einrichtungsgegenstände von beträchtlichem Wert. Ebenfalls klargelegt wird, welche Vermögenswerte aus dem Familienerbe stammten. Zum Schreibzeitpunkt scheinen die meisten materiellen Posten bereits wieder veräussert, konfisziert oder schon an die verheirateten Kinder überschrieben worden zu sein. Andere Vermögenswerte dienten den Gläubigern als Sicherheit, waren verpfändet oder sonst blockiert.³⁹⁰

387 Dies tut Mitchell 2002:277-78: Maria Euphrosynas Text verfolge essentiell legale Ziele, auch wenn diese von der autobiographischen Schilderung überlagert seien. Auch die Herausgeberinnen der Bibliographie zur schwedischen Autobiographik von Frauen ordnen den Text in einen öffentlichen, juridischen, ja sogar politischen Kontext ein (Hättner/Larsson/Sjöblad 1991:20).

388 Die Handschrift selbst lag mir nicht vor, doch in der Einleitung zur verwendeten Druckfassung wird das zugrundeliegende Original als „eigenhändige Lebensbeschreibung“ bezeichnet. Die sprachlichen Merkmale lassen in der Tat vermuten, dass kein Sekretär hinzugezogen wurde.

389 Vgl. Losman 1993:9.

390 „[...] Clenodier med min vigering [...] men såsom jag dem sjelf intet mechtig ähr, ty dhe uthstå i Stockholm såsom Obligationerne utvysa, lärer jag och der Gudh förlene mig lyftiden någen tydh inlösa der jag intet skulle kunna få utaf Konungen mina 7000 Dal. S:mt. åhrliga pension så länge jag lefver [...]“ (Maria Euphrosyna 1682:58).

Von den nächsten Erbberechtigten des Ehepaars lebten noch der erstgeborene Sohn Gustav Adolf, die frisch verheiratete Tochter Catharina Charlotta (an deren Hof sich Anna Åkerhielm befand, vgl. Kapitel 5.9), und die unverheiratete Tochter Ebba Hedvig, die die Eltern durch die letzten, bitteren Jahre begleiten sollte. An mehreren Stellen wird genau bezeichnet, wer die Adressaten des Inventariums sind: Die beiden verheirateten Kinder, die in den Augen der Mutter das ihnen Zustehende bei der Hochzeit bereits bezogen hatten. Maria Euphrosyna unterrichtet sie mit dieser „ihugkommelsesskrift“ mit Nachdruck davon, welche der noch vorhandenen Werte die Eltern bis zum Tod selber beanspruchen und dann an die jüngste Tochter übergeben wollen, und welche bereits nun Ebba Hedvig gehörten. Ihre Formulierungen lassen nicht erkennen, ob es rund um das Erbe bereits zum Zwist zwischen den Kindern gekommen war. Sie betont aber mehrmals, alle seien gleich gut behandelt worden, und es gebe nun leider sehr viel weniger zu verteilen als in früheren Zeiten. Weil die älteren Geschwister bereits gut versorgt seien und ihr Leben glücklich im Kreis der eigenen Familie verbringen könnten, sei es gerecht, wenn ab nun etwas mehr an Ebba Hedvig gehe, die ihre besten Jahre und vielleicht gar ihre eigene Zukunft für die Pflege der alten und sorgengebeugten Eltern opfere. Dieser Argumentationsstrang wird erstmals acht Seiten vor dem Textende aufgenommen und dann bis zum Schluss variiert und ausgebaut. Die Wiedergabe einer typischen Passage soll den angeschlagenen Ton verdeutlichen:

Det öfriga som ännu i mitt Smyckeskrin vara kan så i ett som annat skall höra och vara min yngsta k. Dotter *F. Hedv.* till och ingen af dhe annre mine barn pretendera eller hafva det ringaste derpå att säija, ty hon så väl som dhe andre intet hafva att klaga, ty jag som en trogen Moder och utaf Affection så ifrån mig skilt att jag deraf ingen vanähra hafva kan och dhe uthan någon vanähra måge och kuna under Folk komma det dhe vysa kunna det dhe utaf en sådan Her Fader Fru och Moder föde ähre, att denna min Dotter nu varandes i mitt huus på min åller sin Her Fader tjena och nu mången engslig och bedröfvad stundh hafva måtte, der min Son och min älste Dotter var med sin maka i hunga och gledje sin tydh forbringa, det jag dem så väl som deras Macka af hjerta som en trogen och kär Moder all Guds välsignelse och välfärd önskar och det lilla dock uthan vanähra uthur sin Faders och mitt huus bekomma hafva ryckelig förmehra och välsigne, vy och gerna dem gerna mer und och gifvit hade der dhe olyckl. och många förändringar ej beröfvat hafver, ty deras Herr Faders store och trogne tjenster mycket hade kunnat lembnat och med gifva, nu hafve vy af lyckones förändringar intet mera förähra eller efterlembna än hvadh Gudh efter sitt behag vill una vy i vår åller den lilla öfriga delen behålla uti vår lifstydh.[...]³⁹¹

Als Adressatenkreis kommt somit keine juridische oder politische Öffentlichkeit in Frage (vgl. Fussnote 387). Dieses Schreiben richtet sich an die Kinder, und auch wenn darin materielle und erbrechtliche Fragen den Vorrang haben, ist es doch ohne juristische Bedeutung. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass Maria Euphrosyna nicht mit den formalen und inhaltlichen Anforderungen an ein Testament vertraut gewesen wäre; immerhin nennt sie die letzten Verfügungen ihres Bruders „sitt Testamente“, ihren eigenen Text hingegen eine „Erinnerungsschrift“.³⁹² Es kam vor, dass Frauen, v.a. Witwen,

391 Maria Euphrosyna 1682:59.

392 Im Zusammenhang mit Karl X. Gustavs letzten Dispositionen schreibt sie „där han och

ihre Interessen vor Gericht selbst verteidigen. Dies ist von Agneta Horn überliefert, aber auch von Maria Euprosynas Schwägerin Maria Sophia de la Gardie. Dass das zumindest im Hochadel doch eher unüblich war, zeigt allerdings Henrik Henriksson Horns Reaktion, der in seinem (hier ebenfalls untersuchten) Tagebuch mit Erstaunen festhielt, dass er etwas Seltenes erlebt habe: „iag fik bud äfter mig att gå j råde öfuer en iusticesak emillan gewinnan fru Maria de la Gardie emot Herr Class Rålamb[b], då iag såg någe rart, att hoon sielff plaiderade emot hånom, män sama gången kunde inte slutas utan upskötz till en annan gång.“³⁹³ Rålamb war einer der Initiatoren des Prozesses gegen die Vormundschaftsregierung, und er war ein aggressiver Jurist. Es zeugt von viel Selbstbewusstsein und grossem Glauben an die eigene Interpretation der Dinge, direkt gegen ihn vor Gericht aufzutreten. Maria Sophia de la Gardie hatte während Jahrzehnten mehrere Prozesse offen, und damit war sie im Adel keine Ausnahm erscheinung. Mit dem Beginn der Reduktion kam es in den betroffenen Familien zu einer Flut von Einsprachen und Prozessen. Das alles spricht dafür, dass die Frauen der von den Reduktionsleuten besonders intensiv verfolgten Familie de la Gardie sehr wohl darüber informiert waren, welche Schreibmuster rechtlichen Ansprüchen genügten, und deshalb sollte m.E. auch der vorliegende Text nicht als juridisches Dokument im engen Sinne betrachtet werden.

Die fragmentarische Darstellung des Erlebten, insbesondere der Verzicht auf die Be lange des eigenen Familienkerns, kann damit erklärt werden, dass sie den anvisierten Lesern bereits bekannt waren. Maria Euprosyna konzentriert sich denn auch hauptsächlich auf Dinge, die sich vor der Geburt oder in den ersten Lebensjahren der Kinder ereignet hatten. Sie versorgt ihre Erben mit Informationen, die ihnen zur Verteidigung gegen weitere Angriffe auf die Familienehre und das Vermögen in Zukunft vielleicht notwendig werden könnten.

Im Laufe des Schreibprozesses tauchen aber die schmerzhaften Emotionen immer wieder an die Oberfläche, und Maria Euprosynas Entrüstung über die Anklagen und die Angriffe auf ihren Besitz entzündet sich an jedem neuen Detail ihrer Schilderung. Nach einer kurzen einleitenden Danksagung an Gott beginnt die lineare Erzählung des sozialen und materiellen Aufstiegs. Nach zwölf Seiten ist die erste Reduktion und der Tod des Bruders und damit ein erster folgenschwerer Tiefpunkt ihrer Biographie erreicht. Hier (auf S. 51) steht nun zum ersten Mal eine der langen, jammernden Passagen voller religiöser Betrachtungen, die von nun an den Erzählstrom unterbrechen und gegen das Textende immer mehr dominieren werden. In diesen Abschnitten verliert die

gjorde sitt Testamente“ (S. 47-48), „jag [Karl X. Gustav] vill gjöra min sista vilje“ (S. 48), „underskref för dem alla deras fullmachter“ (S. 50) etc. Dem eigenen Text spricht sie immer nur persönliche und arbiträre Erinnerungsfunktion zu: „ihugkom melses Skrift“ (S. 29); „nu mehra jag intet öfrigit vet att påminna mig eller mera påminna vill“ (S. 56); „såsom jag nu mehra intet vet något påminna mig till att upp sättja till efterrättelse för dhe mina“ (S. 60; Hervorhebungen SM). *Efterrättelse* konnte sowohl „Unterrichtung“, „Vorbild“, „Gehorsam“ als auch „Befehl“ bedeuten (vgl. SAOB Sp. E 205).

³⁹³ Horn 1684-1685:137 (18. März 1685). Zu Maria Sophia de la Gardies Biographie s. Björkman 1994.

Schreiberin im Strudel der Emotionen schnell die Übersicht und produziert so bemerkenswert viele inhaltliche und syntaktische Pannen. Angefangene Argumentationen werden auf halbem Weg aufgegeben, und manche Teilsätze werden zu anarchisch schiefen Satzgebilden zusammengebaut. Dies gilt aber nicht für den Gesamttext – wo das Mitgeteilte weniger konfliktbeladen ist, schreibt Maria Euphrosyna elegant, routiniert und korrekter.

Die Gefühlsausbrüche wirken ungerichtet. Maria Euphrosyna spricht nicht die Kinder, nicht potentielle Beschützer, nicht die politischen Feinde und auch nicht den unbeugsamen Neffen Karl XI. an, sondern vielmehr Gott als höchsten Souverän. Beide Eheleute waren seit jeher fromm, und Maria Euphrosynas Glaube wurde im Laufe ihres Lebens immer inniger. In den letzten, schweren Jahren schöpfte auch de la Gardie seinen Trost stärker aus der Religion. Als die Reduktion über ihrer Existenz raste, widmete sich Maria Euphrosyna der Kompilation eines umfassenden Gebetbuches. 1681 wurde es in Stockholm gedruckt. „Der geistlich-hungerigen Seelen himmelisches Manna, ausz unterschiedlichen geistreichen Büchern herfür gesuchet [...]“ ist ein zweibändiges Brevier, das auf über 2000 Seiten Gebete und Psalmen aus der deutschen Andachtsliteratur zusammenstellt.³⁹⁴ Es zeugt von der selben innerlichen, nicht lutherisch-reinlehri gen Religiösität, die auch in der Autobiographie auszumachen ist. Diese Frommheit schöpft gleichermassen aus dem Fundus der Mystiker, Katholiken und Jesuiten und gilt als Vorankünderin der pietistischen Strömungen.³⁹⁵

Der sprachlich untersuchte Auszug ist jedoch kurz vor der Textmitte entnommen, wo der religiöse Impetus noch gezügelt ist. Bis zu zu diesem Punkt thematisierte sie noch die Umstände des Aufschwungs. Konkret geht es im Auszug nun um zwei Themen: Um die finanziellen Folgen der ersten Reduktion, die sie empfindlich getroffen habe, weil sie das Geld für die höfische Prachtentfaltung unter Christina und für die Werbung eines Heeres für Karl X. Gustav ausgegeben hätten, so dass die erhobenen Forderungen nicht nur ruinös, sondern ungerecht gewesen seien. Der zweite thematische Schwerpunkt ist militärisch, denn durch diese Heeresfinanzierung hatte sich de la Gardie den langgehegten Wunsch einer militärischen Laufbahn erfüllt. Mit der Eröffnung des Polnischen Feldzuges von 1655 wurde er Generalgouverneur über Livland und Oberbefehlshaber über die schwedischen Truppen der Ostseeprovinzen. Maria Euphrosyna preist nun seine Erfolge, die in Wirklichkeit als völliges Versagen beurteilt werden müssen. Ein drittes, marginales Thema ist der Dienst Maria Euphrosynas an der Wiege von Karl XI. Der Wortschatz kreist also vor allem um die eher männerspezifischen Themen Militärisches und Finanzielles.

Die Sprache des Auszugs ist im Quervergleich unauffällig. Verglichen mit den anderen Frauen verwendet Maria Euphrosyna lange Wörter, am wenigsten Teilsätze überhaupt und zugleich am wenigsten unvollständige Teilsätze und am meisten Personalpronomen der dritten Person Singular. Gemessen an den anderen erzählenden Texten sind ihre Teilsätze lang. In der Vergleichsperiode 2 enthält ihr Text hingegen sogar am

394 Vgl. Collijn 1942-46, Sp. 0580:03 und Åslund 1992:206, Fussnote 26.

395 Åslund 1992:202-6 behandelt das geistlich-religiöse Milieu der Familie eingehend.

wenigsten lange Formen, doch ebenfalls am häufigsten Personalpronomen der dritten Person Singular. Das letztere zeichnet sie auch im Vergleich mit den anderen Texten von Adeligen aus. Alles in allem sind die Befunde folglich etwas uneinheitlich und eher unspektakulär. Das bedeutet vor allem, dass Maria Euphrosyna sich sprachlich in den mittleren Bereichen der durch das Korpus statuierten Norm bewegt. Einzig die syntaktische Komplexität ist eher hoch und die pronominale Nennung von Männern übersteigt deutlich das Übliche.

5.8 Olaus Bodinus (1625-1691)

Olaus Laurentii Bodinus wurde 1625 als Sohn wohlhabender Bauern in Östergötland geboren. Ab 1650 studierte er in Uppsala. Nach langem Dienst als Hilfspfarrer erhielt er eine eigene Pfarrei in Västervik, wo er von 1675 bis zu seinem Tod 1691 wirkte. Obwohl er erst als 50jähriger mit einem vollwertigen Pfarramt betreut wurde, vermochte er sein berufliches und soziales Ansehen weiter zu steigern. Davon zeugen neben seiner zweiten Heirat im Jahre 1683 mit der Witwe des Västerviker Bürgermeisters, die ihn inmitten der dort tonangebenden Kaufmanns aristokratie positionierte, auch zwei Reichstagsaufgebote. Unter seinen hinterlassenen Schriften befinden sich die Tagebücher des Reichstags von Halmstad 1678 und des historisch bemerkenswerten Reichstags von 1686, an denen er als Stiftsabgeordneter teilnehmen durfte.³⁹⁶

Im Jahr vor der zweiten Reichstagsteilnahme ging in der königlichen Kanzlei ein anonymes Schreiben mit ernsten Anschuldigungen gegen Bodinus ein, das vorgab, von Pfarrreimitgliedern zu stammen. Obwohl der König davon ausging, dass es sich um eine Schmähschrift handelte, liess er eine Abklärung anordnen. Als Verleumder stand schon bald der Inhaber der Nachbarpfarrei fest, der als Phantast und Schwärmer berüchtigt war und nicht mehr ernstgenommen werden konnte.³⁹⁷ Trotzdem legte Bodinus grosse Energien in seine Rehabilitierung, indem er verschiedene Atteste, Gegenaussagen und Verteidigungsschriften zusammentrug. Den Aufenthalt in Stockholm wollte er für zwei persönliche Anliegen möglichst fruchtbar gestalten. Das eine war die offizielle Rehabilitierung seines Rufs und das andere, die Einkommensschmälerung auf seinem vor kurzem neu eingeschätzten Pastorat wieder abzuwenden. Er verzeichnet deshalb in seinem Protokoll immer wieder Unterredungen mit einflussreichen Personen, die ihm jedoch alle mehr oder weniger deutlich raten, die Verleumdungsgeschichte ruhen zu lassen und insbesondere den König nicht mit der längst vergessenen Sache zu belästigen.³⁹⁸

Die zwei Monate in Stockholm verbrachte Bodinus wie die anderen Reichstagsabgeordneten zu einem guten Teil mit dem Knüpfen und Pflegen von Kontakten, wie zahlreiche gegenseitige Visiten und Einladungen zeigen. Wer wie Bodinus nicht in den „Geheimen Ausschuss“ gewählt wurde – und das waren die meisten –, hatte lange Wartezeiten zu gewärtigen und auch sonst vielfach Gelegenheit zu Gesprächen. Der „Geheime Ausschuss“, wo die wichtigen Fragen behandelt wurden, umfasste nur Delegierte der drei oberen Stände. Seine Zusammensetzung wurde vom König bestimmt. Das Ple-

396 Die biographischen Angaben stammen aus dem Vorwort des Herausgebers Folke Lindberg (Bodinus 1686:1-4).

397 Jonas Gelsenius; er soll u.a. auf den Tag genau das Nahen des Letzten Gerichts vorausgesagt und seinen Kirchgängern vor einer neuen Aussaat und – folgerichtig – der Ernte abgeraten zu haben. Nach seiner Absetzung 1690 verbrachte er seine letzten Jahre im Stockholmer Irrenhaus „Danviken“ (Lindberg in Bodinus 1686:2).

398 So konsultierte er noch vor der Eröffnung den Bischof von Västerås (Carl Carlson) und den Oberhofprediger Wirenus, später den Erzbischof Svebilius und den Kalmarer Landshöfding Hans Clerck – und vermutlich auch noch andere, die in seinem Protokoll nicht auftauchen (Bodinus 1686:7, 14, 21).

num, und damit auch Bodinus, erfuhr oft nur sehr viel später von den dort ergangenen Traktanden und Beschlüssen.

Im Tagebuch hielt er meistens die behandelten Themen der Ratssitzungen fest, selbst wenn er selbst nicht daran teilgenommen hatte. So manches schildert er aus zweiter Hand, ohne es zu vermerken. Der geistliche Stand diskutierte und regelte hauptsächlich kirchliche und kirchenrechtliche Angelegenheiten. Der Reichstag von 1686 brachte die historisch bedeutsame Erneuerung des Kirchengesetzes, die den sich seit Jahrzehnten hinschleppenden Revisionsarbeiten ein Ende setzte. Die Geistlichen wurden dabei vor vollendete Tatsachen gestellt und konnten der von einer königlichen Kommission adliger Juristen erarbeiteten Vorlage nur wenig entgegensetzen. Bodinus' Aufzeichnungen weisen zudem darauf hin, dass zumindest die Mehrheit der Standesvertreter erst am 26. Oktober erfuhr, dass das neue Kirchengesetz beschlossene Sache war.³⁹⁹ Die neue Kirchenordnung schaffte die bisher geltenden lokalen Sonderrechte ab, band die Kirche rechtlich engmaschig an den Staat, verankerte das lutherische Bekenntnis in der Verfassung und unterstellte die Kirche dem Regenten.⁴⁰⁰ Die Geistlichenversammlung des Reichstags versuchte zunächst, sich gegen das flächendeckende Kirchengesetz grundsätzlich zu wehren, doch es gelang ihnen oft nicht einmal, einzelne der Neuerungen abzuändern oder zu verhindern.

Zugleich ging von der Kommission der Impuls für die Neuübersetzung der Bibel und für eine Erneuerung der religiösen Basisliteratur aus, die im Volksunterricht gebraucht wurde. Eine wichtige Arbeit der Session bestand damit im Festschreiben neuer Ausbildungspläne für die Stiftsschulen und in der koordinierten landesweiten Drucklegung der dazu nötigen Lehrmittel. Ein weiteres Traktandum war die nötige Kommentierung der neuen Bibledition. Der Kongress wurde auch überschattet von heftigen Disputen um den neuen Katechismus von Hakvin Spegel. Die meisten warfen ihm mangelnde Treue zu Luthers Vorgabe vor; und vor allem wenn der streitbare Theologieprofessor Henrik Schütz an den Sitzungen teilnahm, wurde „cum summa vehementia“ gefochten. Die Streithähne wurden später vom König persönlich zur Ordnung gerufen. Zur Klärung mussten alle ordinierten Geistlichen, unter ihnen Bodinus, über Nacht einen Vorabdruck des neuen Katechismus durchlesen und ihre Meinung äußern. Henrik Schütz nutzte die Debatten zur anticartesianischen Propaganda, indem er den Geistlichen den „grossen Missbrauch der philosophischen Freiheit“ ausmalte, der sich an der Akademie ausbreite.⁴⁰¹ Neben diesen Geschäften von grosser politischer Relevanz mussten auch viele konkrete Anfragen und Gesuche behandelt werden, die oft finanzielle Aspekte der Pfarreien betrafen, aber auch heikle Fragen wie das Scheidungsgesuch der Frau eines Calvinisten, das Konvertierungsgesuch eines Juden oder beabsichtigte Eheschliessungen, die mit den strengen Verschwägerungsgeboten Luthers kollidierten usw.⁴⁰²

399 Bodinus 1686:31.

400 Den svenska historien 7:146-155.

401 Bodinus 1686:20, 22, 28-29. Für eine ausführliche Darlegung dieser Vorgänge siehe Lindborg 1980:106 ff.

402 Bodinus 1686:15, 36.

Zuweilen war Bodinus allerdings in den Ratssitzungen deutlich seltener anzutreffen als in den vielen Kirchen, wo er sich mit kritischem Interesse die Predigten seiner Kollegen anhörte. Während des Reichstags bestiegen jeden Tag andere Redner die Kanzeln der Stadtkirchen. Besonders in der Storkyrka und in der Schlosskirche durften die Besucher zudem immer darauf hoffen, einen Blick auf den König oder seine Familie werfen zu können. Stets vermerkt Bodinus, welche Bibelstellen der Prediger behandelte, und in lateinischen Notizen kommentiert er die thematische, sprachliche und rhetorische Gestaltung der Predigt. Diese Voten sind allerdings nicht immer eindeutig interpretierbar, und man vermutet darin bisweilen auch leichte Häme, etwa bei „magis oblectans oculos quam aures. Ferme nil intellexi quæ a pastore secundario m:r Strauck proferebantur“, wo nicht klar ist, ob Verständnis- oder akustische Probleme im Weg standen.⁴⁰³

Es überrascht daher nicht, dass er, als er selber zum Predigen aufgefordert wurde, sich schon mehrere Tage zuvor nur noch den oratorischen und kosmetischen Vorbereitungen widmete (beide notierten Besuche in der Badstube fielen auf den Tag vor einer Rede). Die meisten Ständeversammlungen liess er hingegen verstreichen. Beim zweiten Mal wurde er gar in die Schlosskirche gerufen, um an Allerheiligen zu predigen, und ausge rechnet für diesen wichtigen Auftritt blieben ihm nur zwei Tage für die Vorbereitung. Er hörte sich selbstredend die Predigt seines „Konkurrenten“ am Vortag des eigenen erhofften Auftritts vor dem König an, und sein Kommentar ist deutlich:

Giorde itt scrutinium conscientiæ och wijd ändan een digression at berömma konungen (tog tilfälle, att i 3 söndagz evangelier war mentionerat om konungar) och skatta Sverige mycket lyksaligt aff een slijk god konung. Videbatur in os laudare, et regi displicere, qui se avertit.

„Er machte eine Gewissensprüfung und am Schluss eine Digression, um den König zu rühmen (die Gelegenheit nutzend, dass in drei Sonntagsevangelien von Königen gesprochen worden war), und um Schweden glücklich zu preisen, einen solch guten König zu haben. Es war offensichtlich, dass er [den König unverhohlen] ins Gesicht lobte, und dass er dem König missfiel, denn der wandte sich ab.“

Doch alle Vorbereitungen und Vorsichtsmassnahmen blieben unbelohnt, denn „zu seinem Unglück“ zog der König es dann vor, der Predigt eines jungen deutschen Priesters im kleineren Kreise beizuwohnen.⁴⁰⁴

Schon diese wenigen Ausführungen deuten an, dass das Protokoll zwar auch dank seiner Informationen zum Verlauf der eigentlichen Reichstagsverhandlungen lesenswert ist, vor allem aber dank der farbigen Schilderung des Abgeordneten-Alltags. Bodinus nutzte die freien Stunden zur touristischen Erkundung der expandierenden Hauptstadt. Mit Eifer besichtigte er die neuesten Kirchen und Paläste und verband dies wenn möglich gleich mit einer Visite. Sehr häufig, oft mehrmals am Tag, endete ein Besuch bei Bekannten oder ein zufälliges Treffen auf der Strasse mit einem Umtrunk, und die jeweils genau verzeichneten Mengen genossener Alkoholika zeigen (wie schon bei

403 Ungefähr „zur grösseren Freude der Augen als der Ohren. Ich verstand fast nichts von dem, was der Hilfspfarrer Magister Strauck erzählte“. Bodinus 1686:15-16.

404 Bodinus 1686:33-34.

Andreas Bolinus) eindrücklich, welche Trinksitten damals galten. Selbst tagsüber wurden grosse Mengen Wein und Branntwein konsumiert, und abends spielte man allerorten um Geld Karten; mehr als nur eine Frühmesse musste Bodinus deswegen überspringen. Er scheint ein akribischer Rechner gewesen zu sein, und von den vielen beschriebenen Einladungen gingen nur sehr wenige auf seine Rechnung.

Er prüfte das Warenangebot der Märkte und der Buchhändler, entdeckte auch bei zwei Händlern viel Interessantes und eben erst Veröffentlichtes – allein, „defuit pecunia“, es fehlte am Geld, da die Reichstagsteilnehmer die Ausgaben für den Aufenthalt in der Hauptstadt teilweise selber tragen mussten.⁴⁰⁵ Kostenlosen Lustbarkeiten war er selten abgeneigt. Die lebendigsten Abschnitte des Tagebuchs schildern solch ausserwöhnliche Erlebnisse. Als er einmal auf einem Platz viele Soldaten sah und vernahm, dass „ein armer Kerl durch den Haselwald tanzen solle“, stieg er schnell in das Haus eines Goldschmiedes, um den Rutenlauf von oben genau verfolgen zu können. Sein Kommentar zur Folterung ist ähnlich teilnahmslos, wie es bereits bei den anderen Autoren in vergleichbaren Situationen zu beobachten war: „[...] in ein Haus, um den Tanz genau zu sehen. Er machte neun Durchgänge, und es waren zweihundertfünfzig Soldaten. Er war schwer zerfurcht auf dem Rücken.“⁴⁰⁶

Zu den Zerstreuungen können auch prunkvolle Begräbnisse gerechnet werden. Als erste wurden der Hofkanzler Joel Örnstedt und sein Sohn ins Grab geleitet. Bodinus erhielt Einlass in die Riddarholmkirche und wohnte dem Anlass eine Weile bei, ging dann aber nach Hause, weil er nichts hörte. Eine Woche später wurde Magnus Gabriel de la Gardie beigesetzt, und Bodinus widmete der erlesenen Pracht und Feierlichkeit der Zeremonie viele anschauliche Worte.⁴⁰⁷ Auch das aufwendige Begräbnis einer Kaufmannstochter schien ihn zu erstaunen.

Kurz vor dem Reichstagsende inszenierte man nochmals ein schillerndes Spektakel. Vier Musliminnen, Kriegsgefangene aus Ungarn, traten zum christlichen Glauben über. Es versteht sich, dass Bodinus an der Taufmesse teilnahm. Als Taufpaten hätten die höchsten Herren des Reiches geamtet, und Gräfinnen nahmen den dekorativ in türkische Gewänder gehüllten Frauen ihren orientalischen Kopfputz ab und ersetzten ihn durch landesüblichen.⁴⁰⁸

Die offiziellen Reichstagsfestlichkeiten konzentrierten sich auf die Eröffnungs- und Abschlusszeremonien. Mit Sinn für die Details und den symbolischen Gehalt der zeremoniellen Handlungen zwischen dem König, den Ständevertretern und den Ständen in corpore schildert Bodinus die ersten Tage. Nach dem Anblasen des Reichstags mit Herold, Trommlern und Trompetern am 10. September verstrichen die ersten drei Tage unter verschiedenen gegenseitigen Begrüßungen zwischen den Ausschüssen. Am 14. September zog das gesamte Plenum auf den Platz vor dem Schloss, um in der Schlosskirche und im Reichssaal die feierliche Eröffnung in Präsenz der Königsfamilie zu

405 Bodinus 1686:12.

406 „Wart swåra maserunnen på ryggen“ (Bodinus 1686:17).

407 Bodinus 1686:13, 16.

408 Bodinus 1686:36-37.

begehen. Alle Stände schickten einen Redner nach vorne, denen der König mit unbedektem Haupt zuhörte. Unter Verbeugungen und anderen Unterwerfungsritualen versicherten sich Stände und Monarch gegenseitiger Devotion, bevor sich die Versammlung wieder in standesgemässer Reihenfolge auflöste. Die dreitägigen Abschlussfeiern vom 9.-12. November folgten der gleichen Choreographie in umgekehrter Reihenfolge.⁴⁰⁹

Bodinus verweilt in den Personenbeschreibungen nie bei äusserlichen Merkmalen wie Kleidung oder Körperbau. Einzig die diamanten- und goldfunkelnde Kleidung des Königs an der Eröffnungsfeier hält er fest – und kurz darauf den denkbar gegensätzlichsten Auftritt des Bauernvertreters:

Effter honom [borgmästaren] kom een gråskeggjot bonde, upländing, med grå wamels kläder, giord sin complement med fåå ord, syntes häpna och storkna, doch kom sig om och talade några ord, gratulerade kongen och belofuede sin församling etc.

Wie die Redner der anderen drei Stände durfte auch der Bauer anschliessend dem König die Hand geben, und er sei dabei so demütig gewesen, dass er den Schuh des Königs gestreichelt habe – Bodinus schildert die Bauern als die exotischsten Wesen in dieser Umgebung, obwohl die Adelsgesellschaft sicher grössere optische Reize bot. Am Tag danach besuchte eine Bauerndelegation die Geistlichen, und Bodinus betont den starken Kontrast zum unmittelbar vorangegangenen Besuch der kultivierten Adelsdelegation. Die 20 Bauern seien von „einem grässlich grossen Mann“ angeführt worden, und unter ihnen sei sogar ein Bauer aus Dalarna in seinen Alltagskleidern gewesen.⁴¹⁰ Manch einen Pfarrer bärlicher Herkunft mochten solch überdeutliche Kontraste wohl unangenehm berühren.

Der untersuchte Auszug umfasst Sonntag bis Dienstag, 19. bis 21. September. Die Themenvielfalt der Quelle ist darin gut abgebildet. Der Ausschnitt behandelt vier Predigten, ein Doppelbegräbnis hoher Adeliger, einen Privatbesuch und einen geselligen Abend. Hauptinhalt ist zudem ein ungewöhnlich ausführlicher Bericht über die Debatten in der Standesversammlung, wo u.a. über die drohende Einführung einer neuen Eigentumssteuer diskutiert wurde.

Diese Themenvielfalt schlägt sich im Wortschatz nieder. Bodinus‘ Sprache hebt sich im Quervergleich durch sehr hohe Wortschatzwerte ab. Innerhalb des gesamten Korpus dominiert er überaus deutlich in Häufigkeit und Variation aller unterscheidungswirksamen Wortschatzelemente (Gesamtlexikon, Substantive, Adjektive, Verben). Dazu zählt auch das mit Abstand grösste Hapaxvorkommen, nicht aber der Fremdwortbestand, wo andere Männer vor ihm liegen. Da er in allen Korpusgruppierungen an der Spitze steht, sammelt er sehr viele „Individualitätspunkte“. Er steht an zweiter Stelle der Gesamtskala, weist im Gegensatz zur Spaltenreiterin Yxkull allerdings hauptsächlich komplexe Spaltenwerte auf (2 einfache vs. 18 komplexe). Auffällig und auf den ersten Blick widersprüchlich zum bisher Gesagten sind die zwei Spaltenwerte bei den unvollständigen Teilsätzen verglichen mit den anderen Männertexten, und bei den weni-

409 Bodinus 1686:9 u. 37-38.

410 Bodinus 1686:10 u. 11.

gen Nebensätzen im Vergleich mit den späten Texten. Sie sind darauf zurückzuführen, dass Bodinus streckenweise einen Telegrammstil mit verblosen Notizen pflegt und viele Hauptsatzreihungen mit gemeinsamen Subjekt und Vollverb bildet. Von den Nichtadeligen verwendet Bodinus am meisten Adjektive, eng gefolgt von Bolinus.

Eine Besonderheit ohne Parallelen im Korpus ist Bodinus' Gewohnheit, lateinische Sätze nahtlos in schwedische Satzgefüge einzubauen. Auch einige andere Autoren streuen bisweilen lateinische Wortgruppen ein, doch niemand wechselt so unvermittelt die Grundsprache des Satzes wie Bodinus. Geradezu normal ist das Pendeln zwischen den beiden Sprachen bei den Notizen zu den Predigten, doch auch andere Themen geben dazu Anlass. Zwei Beispiele aus dem Auszug sollen dies veranschaulichen. Im ersten Beispiel sind die lateinischen Verben noch schwedisch konjugiert, im zweiten sind die eingefügten Sätze vollständig lateinisch:

Gingo så upp på consistorium både bisper och präster. *Discurerade archiepiscopus å nyio de modo contributionis et quanto –* så stodo prästerskapet rundt kring om bordet - och det 1) att *consertera de vigesima 5:ta parte bonorum* eller 4 rdr aff hundrade, i anseende till söl fuer, guld, penninger, jubeler, löninger aff fastan grund eller hus i städerna.⁴¹¹

[...]

Respondebat archiepiscopus, att om de andra ständerna, adelen och borgarskapet consertera till huar 4:de penning aff hundrede, så lärer clerus sig intet kunna undraga, huilket förslag synes wäl lindrigt för de eenfaldige och fattige prästerne, *subest tamen timor inquisitionis ex maleuolorum et invidorum moliminibus*.⁴¹²

Man könnte vermuten, dass die lateinischen Passagen persönliche Kommentare verborgen, die nicht für jeden Leser auf den ersten Blick zu entziffern sein sollten. Das stimmt oft, aber nicht immer. Sehr oft scheint es sich dabei einfach nur um eine semantisch nicht begründbare Schreibgewohnheit zu handeln (vgl. „*Respondebatur*, det wore een swårhet och owanligheet, men helre alla bewillia effter egendom beskattning emottaga“, S. 14).

Bodinus verhält sich in vielen Punkten stilistisch ähnlich wie Gyllenius, der andere Geistliche niederen Standes. Dazu zählen die häufigen Inversionen, die sie mit Agneta Horn teilen, und die dichte Verflechtung der solide volkstümlichen Schreibsprache mit lateinischen Bestandteilen. Lehnwörter, die auf Vermittlung durch das Französische schliessen lassen würden, fehlen bei diesen Theologen hingegen gänzlich.

411 „sich mit dem fünfundzwanzigsten Teil der Güter einverstanden erklären“ (Bodinus 1686:13).

412 „es herrscht dennoch die Furcht vor der Untersuchung in böswilliger und neidischer Absicht“ (Bodinus 1686:14).

5.9 Anna Åkerhielm (1642-1698)

Anna Åkerhielm war die ältere Schwester von Maria Agriconia. Ihr familiärer Hintergrund und die Kindheitsjahre müssen deshalb nicht mehr ausgeführt werden. Anna war dreizehn Jahre alt, als der Vater starb. Es wurde bereits weiter oben gesagt, dass Magnus Agriconius seine Kinder zu Hause weit über das Übliche hinaus unterrichtet hatte, und Anna, Samuel und Maria scheinen eifrige Schüler gewesen zu sein, wie verschiedene biographische Quellen anführen. Dass vor allem den drei mittleren Geschwistern ein grosser Bildungseifer zugesprochen wird, basiert vielleicht einfach darauf, dass sie umfangreiche Schriftstücke hinterliessen – im Gegensatz zur von praktischen Aufgaben früh eingedeckten Christina und zum Nesthäkchen Sara. Anna jedenfalls lernte mit Sicherheit Latein und später kamen mehrere europäische Sprachen hinzu, so dass sie schon bald als aussergewöhnlich gebildet galt.⁴¹³

Die von Anna Åkerhielm überlieferten Schriften entstanden allerdings sehr viel später, als sie schon über vierzig Jahre alt war. Es handelt sich um Briefe und ein parallel dazu geführtes Tagebuch, das laut Sjöblad das interessanteste weibliche schwedische Tagebuch des 17. Jahrhunderts ist. Obwohl Reisetagebücher zu den verbreitetsten Formen überhaupt gehören, ist Anna Åkerhielms Thematik einzigartig, da es ein Kriegstagebuch aus Frauenhand ist.⁴¹⁴ Zwar sind etwa ein Drittel aller bekannten Tagebücher von schwedischen Frauen Reisetagebücher, doch dies trifft nicht für die frühen unter ihnen aus dem 17. Jahrhundert zu, als Studienreisen genau so wie Dienst- und militärische Reisen den Männern vorbehalten waren. Die Studenten übten die Textsorte schon zu Hause ein, denn das Führen eines Reisetagebuchs war ein obligatorischer Bestandteil einer „grand tour“ zum Studienabschluss. Diese Diarien waren Repräsentationsobjekte und schlossen deshalb einen Grossteil privater Themen bereits von vorneweg aus. Man bemühte sich, von möglichst vielen Visiten bei wichtigen Persönlichkeiten Zeugnis abzugeben und ein reichhaltiges Stammbuch voller Widmungen und Motti nach Hause bringen zu können.⁴¹⁵

Dagegen sind vom 17. Jahrhundert nur äusserst wenige Reisetagebücher von Frauen erhalten, obwohl auch viele Frauen weit und lange reisten – beispielsweise weil es vorkam, dass Soldaten und Offiziere auf Feldzügen von ihren Frauen und sogar Kindern begleitet wurden, wenn zu Hause die Existenz nicht gesichert war oder das Ehepaar sich nicht trennen wollte. 1709, nach den Schlachten von Poltava und Perevolotjna, gerieten

413 Die in der Sekundärliteratur häufigen Bemerkungen über Anna Åkerhielms Bildung greifen alle offensichtlich auf die von Daniel Tila verfasste Einleitung zu Anna Åkerhielms Beitrag Gjörwells Anthologie „Det svenska biblioteket“ (1757-61) zurück: „Inbördes kärleken dess Syskon emellan, och åhugan om hwarannans education gick så långt, at Brodren gaf Systrarne anledning til at lägga sig efter Bokwett, hwartill i synnerhet denna Jungfru Anna Agriconia hade besynnerlig böjelse och hug, så at hon i Latinitet och Historien gjordt wackre framsteg, samt sedermera på egen hand lagt sig efter de mäste Europäiske språken“ (S. 26; vgl. Åkerhielm 1970:50 u. Åkerhielm 1926:52).

414 Sjöblad 1992:13-14.

415 Hättner/Larsson/Sjöblad 1991:16.

nicht nur 18'000 karolinische Soldaten, sondern auch 1600 Frauen und Kinder in die lange und harte Gefangenschaft, die bis zum Frieden von 1721 dauern sollte. Im Gegensatz zu den Männern, die in ihrer Funktion als Offiziere zum Führen von militärischen Journals verpflichtet waren und daraus oft auch eine private Gewohnheit machten, ist von all diesen Frauen aber kein einziges Tagebuch überliefert. Anna Åkerhielm und Agneta Horn gehören zu den wenigen Frauen, die überhaupt von Feldzügen berichten (Agneta Horn hatte so 1631 als Zweijährige ihre Mutter verloren. Kristina Oxenstierna war mit ihr schon sechs Wochen nach der Geburt dem Gatten in den Dreissigjährigen Krieg gefolgt; doch sie erlag schon bald der in den Feldlagern grassierenden Pest, und das unfreundliche Schicksal der zwei kleinen Kinder begann. Trotzdem folgte auch Agneta Horn selbst ihrem Mann sofort nach der Hochzeit auf Dienstreisen und Feldzüge. Der selten besprochene Schlussteil ihrer Autobiographie gibt die Aufzeichnungen aus diesem Reisejournal wieder).⁴¹⁶

Betrachten wir kurz etwas genauer Anna Åkerhielms Ruf als „gelehrtes Frauenzimmer“ und insbesondere die Angabe, sie habe die meisten europäischen Sprachen beherrscht: Die untersuchten, späten Texte zeigen, dass sie jedenfalls zum Entstehungszeitpunkt 1686 nicht nur Schwedisch, sondern auch Deutsch sehr gut schrieb. Eine Liste der Verstorbenen auf Französisch belegt, dass sie es auch als Schriftsprache ohne Unsicherheiten beherrschte; außerdem enthalten ihre Papiere eine geschickt gezeichnete Panoramakarte des Golfs von Lepanto (Naupaktos im Golf von Korinth), deren ausführliche Legende auf französisch verfasst ist.⁴¹⁷ Die in den Texten sonst überall korrekt verwendeten und in meist originalgetreuer Orthographie wiedergegebenen Fremdwörter lassen darauf schliessen, dass sie auf jeden Fall auch gute Latein- und Italienischkenntnisse hatte. Im klassischen literarischen und historischen Bildungsgut war sie ebenfalls heimisch, wie die häufigen Anspielungen auf die griechische Antike zeigen. Zur Vorbereitung hatte sie zudem sorgfältig die neueste internationale Reiseliteratur mit wissenschaftlicher Beschreibung der griechischen Altertümer studiert.⁴¹⁸ Doch mit diesem Einschub haben wir in der Biographie weit vorgegriffen. Kehren wir deshalb nochmals zurück zu der jungen Anna, die nach dem Tod der Eltern wie ihre kleineren Schwestern bei Familienangehörigen unterschlüpfte.

Samuel Månsson kehrte 1671 von seiner langen Peregrination zurück und wurde bald darauf Sekretär beim Reichskanzler Magnus Gabriel de la Gardie. Dort verschaffte er seiner Schwester Anna eine Stelle als Hofdame bei de la Gardies Gattin – Maria Euphrosyna.⁴¹⁹ Anna war in dieser hochkultivierten Familie gern gesehen, und mit der

416 Sjöblad 1992:8, 1993:257 und 1997:37-38; vgl. auch Åberg 1999:11.

417 Es ist allerdings schwer zu beurteilen, ob diese Karte von ihr selber erstellt wurde, da die verwendete Schrift eine französische Kursive ist, was einen Vergleich mit der gotischen Kursive des Tagebuchs verunmöglicht (mir lagen lediglich Fotokopien der Handschrift des Tagebuchs vor, die Briefe und anderen Texte (auch die Liste der Verstorbenen) waren mir nur gedruckt zugänglich).

418 Åkerhielm 1950:34.

419 Diese Reihenfolge nennt Åkerhielm 1926:36, 52 und vor ihm *Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män* (1835-1907, Bd. XXIII:147). Laut einer neueren

Zeit wurde sie zur Vertrauten der Tochter Catharina Charlotta, die ebenfalls als „gelehrtes Frauenzimmer“ galt. Als diese 1682 den Feldmarschall Otto Wilhelm von Königs-marck heiratete, nahm sie Anna als Hofdame zu sich. Von nun an begleitete sie die Gräfin auf ihren Reisen, und auch als von Königs-marck 1686 in den Dienst der Republik Venedig trat, um als Oberbefehlshaber zu Land einen in Griechenland begonnenen Feldzug gegen die Türken weiterzuführen, reisten die beiden Frauen (und ein stattlicher Hofstaat) mit. Das Ehepaar Königs-marck und Anna Åkerhielm verbanden auch intellektuelle Interessen – sie zogen zusammen aus und nutzten die Gelegenheiten zu allerhand architektonischen Feldforschungen, was wohl nicht nur in den Militärlagern mit etwas Verwunderung zur Kenntnis genommen wurde.⁴²⁰ In einem Brief an den Bruder vom 19. September 1687 schreibt sie:

Wij wille gåå längre inn i hamnen och på landet at see ett stort lejon som ståår rätt i stranden. Han [der Vizekonsul von Athen] sade wij kunde wähl giörat utan fahra. Det är af marmor och sitter, är 5 allnar högt, och har stått där uti 2.000 åhr, men ännu har ingen wijsat seja mig hwem som har dyt det. [...] Jag weet intet för hwem det kom underligare, oss at see oss så widt i wärlden och wyd en så namnkunnig orth, eller dem at se nordiska quinfolk på sin strand.⁴²¹

Etwa einen Monat später belagerten die venezianischen Truppen Athen. Wie andernorts hatten die Türken in ihrer langen Herrschaft Athens antike Tempel zu Kasernen und Festungen umfunktioniert, und im Parthenon lagerten riesige Pulvervorräte. Nun mussten die schwedischen Bewunderer der klassischen Architektur mit ansehen, wie ihre eigenen Bomben die Altertümer in Schutt und Asche legten. Sie schreibt ihrem Bruder:

Fästningen ligger på ett berg, som säjes vara dät slemmaste at bemächtiga sig tij ingen mine kunde giöras. Huru nödigt hans excell:s wille förderfwa dät skioña tempel, som uthi 3.000 år hafwer stått och kallas Minervae tempel, men dät hielpte intet, bomberna giorde sin werkan och kan dät tempel aldrig i dänna werden mera upprättas.⁴²²

Als historisch und literarisch Gebildete war Anna Åkerhielm sich der geschichtlichen Dimension des täglich Erlebten bewusst. Sie befand sich als Gesellschaftsdame an der Seite der Gräfin im eigentlichen Zentrum der Ereignisse und berichtete in regelmässigen Briefen ihrem Bruder und anderen Sekretären in der Königlichen Kanzlei über die militärischen Entwicklungen. Auf diesem Weg liess sie auch die Angehörigen der etwa

Quelle (Åkerhielm 1970:12) ist Anna Agriconia bereits 1667 in die Dienste der de la Gardies getreten, als Samuel noch in Paris war; vgl. auch den Eintrag in Maria Agriconias Tagebuch: [1667] „den 8 Maij reeste Syster Anna mansdotter hem ifrån oß“.

420 Der Historiker Anders Fryxell beschrieb die architektonischen Wanderungen der Gesellschaft in Athen und auf dem Lande: „Fältlägret företedde här uppträden, som på sådane ställen voro temligen sällsynta. Man såg den lärde Fältmarskalken och hans lärda fruntimmer anställa hvarjehanda vetenskapliga och historiska forskningar.“ (Zitat aus einer nicht genauer genannten Studie in *Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män* (1835-1907, Bd. XXIII:145)).

421 Åkerhielm 1970:70.

422 Brief vom 18. Oktober 1687 (Åkerhielm 1970:72-74).

achtzig in Griechenland weilenden schwedischen Militärs und Zivilisten über deren Schicksal informieren.⁴²³

In den älteren biographischen Nachschlagewerken gehörte Anna Åkerhielm zu den äusserst wenigen Frauen mit einem eigenen Eintrag, und es ist offensichtlich, dass sie diese Ehre ihrer Kriegsberichterstattung aus Griechenland verdankt. Diese Biographen nennen jedoch ihre aussergewöhnliche Bildung als Grund ihres Ansehens, ja gar der gegen das Ende ihres Lebens erfolgten Erhebung in den Adelsstand.⁴²⁴ Das Paradoxe an dieser Begründung äussert sich deutlich im argumentatorischen Kurzschluss des ausführlichen Artikels im *Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män* (1835-57, Bd. XXIII:144):

Se här en för sin egen skull adlad svensk tärna, hvilken ej behöfde låna en faders eller en makes anseende, för att eröfra ära åt sitt namn.

Om Anna Agriconnia för *sin broders anseendes* skull hade intagits i hans adelsbref, hvarför intogs ej systern Maria Sophia, som ock var „väl hemma i språken“, också försökande sig som författarinna? Man kan säga, att Anna adlades för att kunna i dessa dagar tillhöra hjelten Otto Wilh. Königsmarcks och dennes Grefvinnas sällskapskrets – ty det förutan hade hennes personliga egenskaper och talanger sannolikt ej utmärkts genom adligt namn; men ändå må erkännas att hon eröfrade del i den Åkerhjelmska skölden genom *egna förtjenster*. Ty dylik ära tillföll ej alla, som hörde till Fältmarskalk O. Königsmarcks „domesticæ“.

Weder ihre Bildung noch die Stellung bei den Königsmarcks sind für sich genommen sehr überzeugende Gründe für einen Adelstitel. Es gab selbst im Hofstaat der königlichen Familien stets auch einige Hofdamen bürgerlicher Herkunft, die meist – aber nicht immer – für konkretere Aufgaben als ihre adeligen Hofschwester zuständig waren.⁴²⁵ Wenn ein Adelstitel für das Hoffräulein der Gräfin aus Gründen der Etikette unerlässlich gewesen wäre, hätte die Ernennung nicht erst zwanzig Jahre nach dem Eintritt in deren Haushalt erfolgen können. Viel wesentlicher dazu beigetragen hat sicher Annas Kriegsberichterstattung an den Bruder und wohl auch die Pflege, mit der sie der schwer kranken Gräfin jahrelang beistand. Darauf weist auch, dass die Verleihung des Adelstitels 1691 nach einer Audienz bei der Mutter des Königs, Hedvig Eleonora, erfolgte, deren Nichte die Gräfin war.⁴²⁶

Das Tagebuch und die Briefe liegen in lückenlosem und gründlich kommentiertem Druck vor (Åkerhielm 1970). Der militärische Hintergrund soll an dieser Stelle deshalb nicht besprochen werden. Der Feldzug und seine Vorbereitungen führten den Hof der

423 Vgl. Åkerhielm 1970:7-9.

424 So *Svenskt biografiskt handlexikon* (1906:II:771): „I sällskap med grefvinnan Königsmarck fick Anna Agriconia företaga vidlyftiga resor i Italien och Grekland och ådagalade i sin därunder förda dagbok så mycken lärdom och skarsinnighet, att hon omkring 1692 adlades på sin broder Samuel Åkerhielm d. ä:s nummer, en utmärkelse, hvilken, så vidt man vet, blott denna enda gång vederfarits ett svenskt fruntimmer för hennes egna förtjänster.“

425 Vgl. Persson 1997:309.

426 Vgl. Åkerhielm 1970:49.

Königsmarcks 1686 zunächst nach Venedig und dann über Napoli (di Romania, Nauplia) ins Winterquartier auf die ionische Insel Zante vor Morea (Peloponnes). Die Truppen wurden von Anfang an von Infektionskrankheiten, Malaria und Pest heimgesucht, und sowohl unter den Soldaten als auch den Offizieren und ihren Zugehörigen grassierten immer wieder neue Krankheitswellen. Nach zwei Jahren, Ende 1686, kam von ursprünglich 15'000 deutschen Söldnern nur noch jeder Dritte ins Winterlager. Königsmarck konnte bei seinem Antritt die Truppen wieder auf 10'000 Mann auffüllen. Doch auch in den folgenden Monaten hörte das Sterben nicht auf. In der unmittelbaren Umgebung von Anna Åkerhielm herrschte zeitweise das Chaos; allein im engeren Umfeld und Hofstaat der Königsmarcks fielen 37 Personen den Seuchen zum Opfer. Die Gräfin und Königsmarck selber waren mehrmals schwer krank, und unter den Bediensteten gab es sehr viele Todesfälle. Anna Åkerhielm kümmerte sich um die Pflege der Königsmarcks und ordnete für die kranke Gräfin die Angelegenheiten des Hofstabs.⁴²⁷

Viele Ereignisse hielt sie im Tagebuch oder, und teilweise parallel dazu, in ihren Briefen nach Schweden fest. In den Briefen beschreibt Anna den Adressaten ihre Emotionen und Ängste ohne Umschweife, doch im persönlichen Tagebuch, das sich an kein bestimmtes Gegenüber richtet, formuliert sie die selben Ereignisse viel knapper und teilnahmsloser. Wie bei allen bisher untersuchten Autorinnen und Autoren übernimmt auch Anna Åkerhielms Reisetagebuch nicht den Part eines fiktiven Adressaten. Es dient als Gedächtnisstütze zur Datierung der Reiseetappen und der wichtigsten Ereignisse.⁴²⁸

Am 15. September 1688 starb der Feldmarschall an einer Fieberkrankheit. Die beiden Frauen organisierten nun die Rückreise nach Italien, doch es sollte noch bis Mitte Januar dauern, bis ihr Schiff in Venedig einlief. Dort mieteten sie ein Haus, wo sie bis Ende März logierten, um dann die Rückreise über die Alpen und Deutschland bis nach Stade anzutreten, wo die Gräfin mehrere Besitzungen hatte. Die Wartezeit in Venedig nutzte Anna Åkerhielm zu Bildungs- und Tourismuszwecken, und die detaillierten und lebendigen Eintragungen aus diesen Wochen lassen erahnen, um wie viel ausführlicher die Notizen in Griechenland ausgefallen wären, wenn der Krieg und die Seuchen nicht immer wieder alle Musse vertrieben hätten. Diesen kurzen Abschnitt lang verliert der Text seine spröde Sachlichkeit und wird zu einem euphorischen Reisebericht.

Doch bereits auf dem Weg durch Süddeutschland hörte Anna auf, ihr Tagebuch weiterzuführen. Im Juli 1689 waren sie zu Hause auf Schloss Agathenburg bei Stade. Gegen Ende des nächsten Jahres reiste sie alleine nach Schweden, um erst im Herbst des Jahres 1691 nach Stade zurückzukehren. Von dieser Reise ist das kurze Fragment eines Journals erhalten, das aufs Haar dem Tagebuch ihrer Schwester Maria gleicht: In den Monaten vom Mai bis Juli 1691 reiste Anna zu Besuchen bei den Verwandten in Södermanland umher, so dass wir auf die vertrauten Ortsnamen treffen. Die Knappheit von Annas Eintragungen übertrifft allerdings Marias Stil noch. Zwar waren auch die Tagebuchnotizen aus Griechenland nicht eben überschwenglich, wenn man mit dem vergleicht, was Anna in ihren Briefen an vertraute Personen bot, doch das Tagebuch-

427 Åkerhielm 1970:16-33.

428 Vgl. auch Sjöblad 1992:12-14.

fragment aus der Heimat ist noch viel karger. Mit wenigen Ausnahmen nennt Anna nicht einmal die besuchten Personen, sondern nur die Orte – von den Erlebnissen und Gesprächen ganz zu schweigen. Im August ist sie wieder in Stockholm, und die nun anstehenden Vorbereitungen für die Rückreise nach Stade geben den Eintragungen wieder etwas Farbe. Etwas ausführlicher äussert sie sich nun auch über die bereits angesprochene Visite bei der Königinwitwe.

Es ist auffällig, dass auch Anna – genau wie ihre Schwester – die jahrelang ersehnten Familienbesuche weder detailliert beschreibt noch kommentiert, obwohl die Treffen nach so langer Trennung und Ungewissheit bestimmt mit Emotionen verbunden waren. Offensichtlich erschien beiden Schwestern ein überaus nüchterner Stil angemessen für diese Art von Familientagebuch, das von vertrauten Personen und Orten und intimen Szenarien handelt. Die Notizen zielen in erster Linie auf praktische neue Informationen, Daten und Namen, und deshalb erhalten uns vergleichsweise unwichtig scheinende Dinge wie der ausgehandelte Preis für die Rückreise und der Name des Schiffers viel mehr Raum als Persönliches.

Die folgenden Jahre stand Anna Åkerhielm weiterhin ihrer Gräfin mit ihrer Organisationsgabe bei, wie verschiedene Briefe nach Schweden aus dieser Zeit zeigen, obwohl sie persönlich gerne nach Schweden zurückgekehrt wäre. Als Catharina Charlotta de la Gardie 1697 starb, blieben auch Anna Åkerhielm nur noch fünf Monate. Sie starb im Februar 1698 in Stade, wo sie zum Ordnen des Nachlasses der Gräfin geblieben war.⁴²⁹

Im sprachlichen Quervergleich nimmt Anna Åkerhielms Text oft Spitzenpositionen ein. Von allen Frauen verwendet sie am meisten Fremdwörter und bespricht am häufigsten institutionelle, in diesem Fall militärische Themen. Im Einklang mit der expliziten Textsorte stehen die wenigen Personalpronomen. Verglichen mit den anderen Tagebüchern sind ihre Adjektiv- und Verbvariation und die Anzahl Nebensätze hoch. Die einzelnen Teilsätze sind dafür kurz. Gänzlich fehlen bei ihr Schlüsselwörter rund um das Thema Familie – würde ihre Dienstherrschaft dazu gerechnet, fiele dieser Befund allerdings anders aus. Sie schreibt oft vom Ehepaar Königsmarck, und dennoch enthält ihr Tagebuchausschnitt am wenigsten Nennungen und am wenigsten Männernamen überhaupt. Das liegt daran, dass sie 27 mal von den Königsmarcks als "h:s grefl. nådh, H:s Ex:" o.ä. schreibt. Im Zusammenhang mit dieser Gewohnheit, die langen Titelbestandteile regelmäßig abzukürzen, wird auch ihre erstaunlich kurze Wortlänge erklärbar (sie hat mit Agneta Horn die kürzeste Wortlänge des Korpus gemeinsam, obwohl ihr Text wesentlich längere Wörter und Schreibungen aufweist).

429 Åkerhielm 1970:47-51.

5.10 Henrik Henriksson Horn (1618-1693)

Henrik Henriksson Horn schlug schon früh die militärische Laufbahn ein. Sein Freiherrentitel und seine erste Beförderung zum Kavalleriemajor stammen aus der Regierungszeit Christinas. Auch unter den folgenden Regenten erkomm er stetig höhere militärische und zivile Chargen – merkwürdigerweise obwohl er die ihm anvertrauten Ämter mehrheitlich gar nicht antrat oder aber an ihnen scheiterte. Seine grösste Niederlage erlebte er 1677 mit der Zerstörung der von ihm befehligen Flotte durch die Dänen, nachdem er vergeblich versucht hatte, die Befehlsübernahme aufgrund seiner Unerfahrenheit im Seekrieg abzulehnen. Bereits 1666 hatte ihn die Vormundschaftsregierung mit dem Generalgouvernement über Bremen und Verden betraut. Im Krieg gegen die brandenburgische, holländische und dänische Allianz (1675-79) konnte er sein Gebiet nicht halten. Er kapitulierte und musste aus seiner Residenzstadt Stade abziehen, konnte jedoch nach dem Friedensschluss 1680 seinen Posten erneut antreten. Bis zu seinem Tod 1693 versah er in Stade dieses Amt der zivilen Verwaltung.

Der Herausgeber der Quelle musste eine Auswahl aus Henrik Horns Tagebüchern treffen und entschied sich für einen begrenzten Zeitabschnitt.⁴³⁰ Als besonders interessant beurteilte er die Periode von Januar 1684 bis Juli 1685, als Horn sich in Stockholm aufhielt, um verschiedene Angelegenheiten zu regeln. In dieser Zeit bewegte er sich am Hofe und hatte täglich Kontakt mit Karl XI. oder hohen Regierungsmitgliedern. Da er seit 1660 Reichsrat war, musste er nun in der Hauptstadt auch regelmäßig an den Sitzungen des Königlichen Rates teilnehmen – meist ohne besonderes Interesse, wie seine Kommentare offenbaren. Er verbrachte viel Zeit mit der Aufwartung bei Hofe, und sein Tagebuch vermittelt viel von der Stimmung am Hof. Der Alltag bestand offensichtlich für die meisten im zermürbenden Warten auf eine gute Gelegenheit, um im richtigen Moment neben dem König zu stehen oder bei einer anderen einflussreichen Persönlichkeit die eigenen Anliegen vorantreiben zu können. Der König versammelte seine Besucher und Ratgeber in verschiedenen Räumen, zwischen denen er unvermittelt hin und her wechselte, die einen oder anderen Favoriten jeweils mit sich fort bittend. Er verlangte von seinen Räten fast ununterbrochene Verfügbarkeit, und Horn reiste ihm ständig auf die vielen Aushebungen und Musterungen nach, die der König persönlich inspizierte. In den letzten sechs Monaten seines Stockholmaufenthaltes präsidierte Horn im Kriegskollegium eine Spezialkommission zum Bau von Verteidigungsanlagen.

Der Hauptgrund, weshalb Horn sein Generalgouvernement vorübergehend in die Hände eines Stellvertreters gelegt hatte, war das Zerwürfnis mit Georg Güthrie, dem 1681 eingesetzten Direktor des Kammerwesens der bremischen Finanzverwaltung. Güthrie stammte von Stockholmer Kaufleuten ab und machte sich zunächst im Reichsrechnungswesen und später in der Reduktionsbürokratie und der Untersuchungskommission über die Versäumnisse der Vormundschaftsregierung verdient (aufgrund seiner Berechnungen wurde u.a. die Höhe der Zinsrückforderungen bestimmt). Es folgte die Beru-

⁴³⁰ Der hier untersuchte Auszug umfasst die vollständigen und fortlaufenden Eintragungen vom 11. bis 29. Januar 1684, abgesehen von einer Lücke vom 14.-19. Januar, deren Ereignisse der Herausgeber zusammenfasst.

fung zum Zolloberinspektor der norddeutschen Gebiete und die Ernennung in den Adelsstand. Kurz darauf wechselte er aus dem Zollwesen in die bremische Verwaltung. Schon bald nach dem Amtsantritt kam es zum Streit mit seinem über siebzigjährigen Vorgesetzten Horn, dessen Weisungen er offensichtlich missachtete und systematisch hinterging. Güthrie scheint von Anfang an auf Konfrontationen hin agiert zu haben, vermutlich weil er auf Rückendeckung von Erik Lindschöld rechnen durfte, dem einflussreichen Mann im Umfeld des Königs. Horn sah sich nach einiger Zeit deshalb gezwungen, selbst an den Hof zu reisen und auf seine Rechte zu pochen, da er wusste, dass auch sein Gegenspieler bereits persönlich vorgeladen worden war. Aus den geplanten Wochen wurden zuletzt eineinhalb Jahre, bis es Horn nach vielen Rückschlägen gelang, den Konflikt für sich zu entscheiden.⁴³¹ Die Schachzüge der beiden prestigebewussten und streitfreudigen Funktionäre sind hier nicht von Interesse. Abgesehen von der Schilderung dieses Konfliktes und der Regierungsgewohnheiten Karls XI. sind die gedruckten Tagebuchteile allerdings thematisch eher unenergiebig und eintönig. Deshalb soll an dieser Stelle das Augenmerk bereits auf die sprachlichen Merkmale gelenkt werden.

Der quantitativ ausgewertete Auszug umfasst eine Folge von Tagen, die Horn hauptsächlich mit Visiten und Aufwarten im Schloss und an Ratssitzungen zubrachte. Diese thematische Enge und Uninspiriertheit findet ihren Ausdruck in seinen lediglich fünf Spitzenwerten, welche dreimal die Redundanz der Substantive betreffen, und je einmal die Redundanz der Verben und das Überwiegen der Hauptsätze. Im Quervergleich ist dieser Text sprachlich unauffällig. Er bewegt sich im Mittelfeld der verschiedenen Vergleichsgruppen, und einzig die enge Thematik hinterlässt Spuren im Wortschatz.

431 Die biographischen Angaben basieren auf der Einleitung von Arne Munthe in Horn 1684-1685 passim, sowie Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män 1835-1907:VI:248-249 und Svenskt biografiskt handlexikon 1906:I:519.

5.11 Märta Berendes (1639-1717)

Freiherrin Märta Berendes ist eine weitere Frau aus dem Hochadel, die sich über Jahrzehnte mit religiöser Lektüre beschäftigte und selber Gebete und Betrachtungen schrieb. In den zwei Jahrzehnten vor ihrem Tod schien sie am Hof den Frauen des Königshauses und ihren Hofdamen eine innige Religion vermittelt zu haben, die den anderen Trost spenden konnte.⁴³² Sie hinterliess das knapp 350-seitige Manuskript eines Gebetbuchs, aus dem Hanselli einige Gedichte und zwei Gebete in seine Anthologie⁴³³ aufnahm. Neben Gebeten enthält die Handschrift einen autobiographischen Prosatext von vierzehn Seiten und eine sechsseitige Erläuterung der Bibelstellen, die Märta Berendes für die Predigt an ihrer Beisetzung wünschte.⁴³⁴

Auf einem Vorblatt des Gebetbuches erläutert sie, wie ihre Textsammlung entstanden ist. Nach nur drei Jahren Ehe starb ihr erster Mann – achtzehn Tage nachdem die Zwanzigjährige ihr zweites Kind geboren hatte. Um sich zu trösten, habe sie damals mit dem Schreiben begonnen und in den folgenden siebzehn Jahren nach und nach etwas hinzugefügt. Nach dem Tod ihres zweiten Mannes 1676 habe sie nochmals intensiv daran geschrieben und es abgeschlossen. Diese Datierung stimmt für den Gebetsteil und schliesst auch den ersten Teil der Autobiographie ein, der aufgrund einer Formulierung ebenfalls auf 1676 datiert werden kann.⁴³⁵

In diesem ersten Teil werden die Hauptereignisse in einem Schwung erzählt, und nur sehr wenige Aspekte erfahren darin überhaupt Aufmerksamkeit. Der Lebensverlauf wird – entsprechend seinem Titel „Optekning på mitt olykeliga leffverne födelse och ålder“ – als eine unablässige Folge von Schicksalsschlägen dargelegt. Diese fixierte Perspektive schiebt alle glücklichen Ereignisse und Lebensphasen in den Hintergrund. Bereits innerhalb des ersten Satzes spannt Berendes den Bogen von erwartungsgemäßen Informationen rund um ihre Geburt gleich bis hin zum Tod ihres Vaters, der erst dreizehn Jahre später eintraf. Damals, 1652, war sie bereits Hofdame bei Königin Christina, obwohl sie lieber ihre Mutter gepflegt hätte, wie sie betont. Zweiinhalb Jahre nach dem Vater starb auch die Mutter. Die 15-jährige Märta und ihre Schwester Anna wurden nun von der Schwester der Mutter aufgenommen, Gräfin Britta Kurck. Eine andere Tante, Kerstin Kurck, war Hofmeisterin und damit Märta Berendes Vorgesetzte am Hof. 1656 konnte Märta Berendes heiraten und den Hof verlassen, doch nur drei Jahre später starb ihr erster Gatte Johan Sparre. Die nächsten Jahre verbrachte sie mit ihren zwei Kleinkindern bei der geliebten Schwiegermutter.

432 Vgl. Lindgärde 1993a zum Hofkreis, dem Märta Berendes angehörte; Lindgärde 1993b führt in ihre Autobiographie ein; Lindgärde 1994 fokussiert auf die Gebetssammlung.

433 Hanselli 1863/1878:8:1-20.

434 Das Manuskript ist in Privatbesitz (vgl. Lindgärde 1994:185-186). Fotokopien davon sind mittlerweile bei der Universitätsbibliothek Lund erhältlich – dank Valborg Lindgärde, der ich an dieser Stelle auch für die ideelle und praktische Hilfe danken möchte.

435 „[...] har han [Gud] som åfftast behållet mitt hus i sin faderlige tuchtan [...] men svårast detta nu förledne åhrett. Anno 1675 inföll min salige kere man i stora mässlingen [...]“ (Berendes ≈1700:305).

1662 heiratete sie den deutlich älteren, ebenfalls verwitweten Reichsrat Gustaf Posse. Ab 1666 war er immer wieder schwer krank; ein ganzes Jahr lang litt er abwechslungsweise an Typhus, Malaria und einem Steinleiden. Die Eheleute fuhren deshalb 1668 nach Deutschland zur Kur ins Emser Bad. Diese Landreise unterbricht als einziges Thema die Serie negativer Ereignisse – allerdings ohne den leichtesten Hauch von Enthusiasmus verspüren zu lassen. 1675 litt einmal mehr die ganze Familie an einer epidemischen Krankheit, und Märta Berendes schildert, wie alle krank waren und sie selber dazu noch in ihrem letzten Kindbett lag. Wenige Monate später starb Gustaf Posse nach vierzehn Ehejahren, nur zwölf Tage nachdem sie den Tod der 13-jährigen Tochter hinnehmen mussten. Vier der neun gemeinsamen Kinder waren bereits gestorben, und nun trug sie die Verantwortung für elf Kinder aus den verschiedenen Ehen beider Eheleute.⁴³⁶ Sowohl Märta Berendes‘ eigene Erläuterungen als auch sichtliche Veränderungen des Schriftbildes deuten darauf hin, dass sie ihren Lebenslauf unmittelbar nach dem Tod des zweiten Mannes 1676 erstmals bis zur Gegenwart aufschrieb.⁴³⁷

Über die nächsten elf Jahre bis zu ihrer Anstellung als Hofmeisterin im Jahre 1687 schreibt sie nichts. Lindgärde berichtet, Berendes sei nach dem Tod des Mannes nach Hovsta in Södermanland gezogen, einem Gut aus ihrem eigenen Erbe. In eben diese Zeit sei die langwierige Nachlassregelung gefallen, in der Märta Berendes sich für das Familiengut zur Wehr setzen musste.⁴³⁸ Es ist erstaunlich – und nicht nur im Vergleich mit Maria Euphrosynas Text – dass in Berendes‘ Lebensbericht keine Silbe von diesen jahrelangen Sorgen steht. Auch das Schicksal der Kinderschar bleibt fast ganz im Dunkeln.

An diesem Punkt ist der biographische Inhalt des ersten Teils im Wesentlichen wiedergegeben. Auf den elf Manuskriptseiten sind nicht viel mehr Fakten und Details enthalten, als hier zusammengefasst wurde. Die übrige Textmasse besteht aus religiösen Betrachtungen, Kommentaren und Segenswünschen. Valborg Lindgärde untersucht eingehend die von Märta Berendes bevorzugten religiösen Bilder und deren intertextuelle Bezüge zur Bibel und der Andachtsliteratur. Was Lindgärde für die Gebetssammlung feststellt,⁴³⁹ gilt auch für den darin eingefügten Autobiographieteil: Das Lesen, aber auch das Schreiben dieser Texte sollte vor allem trösten, zuversichtlich stimmen, aus der Visualisierung durchlittener existentieller Schwierigkeiten Kraft und Vertrauen in die Fähigkeiten zur Bewältigung zukünftiger Prüfungen vermitteln. Berendes meditiert bei jedem geschilderten Schicksalsschlag aufs Neue über das persönliche Kreuz, das Gott ihr und ihrer Familie auferlegt, und im gleichen Atemzug formuliert sie stets auch ihre Zuversicht, dass sie mit der Last auch die dazu nötige Kraft empfangen durfte. Gott

⁴³⁶ Vgl. Hanselli 1863/1878:8:5.

⁴³⁷ Berendes ≈1700:311; die Einträge auf dieser Seite sind laut Datumsangaben mit elf Jahren Unterbrechung entstanden. In der Tat weicht das Schriftbild der drei letzten Seiten auch deutlich von den sie umgebenden Teilen ab. Zwar handelt es sich eindeutig noch um die gleiche Handschrift, doch sie ist grösser und unregelmässiger geworden und macht einen fahrligen Eindruck.

⁴³⁸ Lindgärde 1994:187.

⁴³⁹ Lindgärde 1994:201.

habe es immer gefallen, ihr Glück mit Trauer und Bitterkeit zu mischen – doch von den glücklichen Tagen evozieren ihre Erinnerungen nichts. Die Konzentration auf die Prüfungen, auf die ständig drohenden Krankheiten und den Tod färben das gesamte Lebensbild düster ein. Positiv und freudig schildert Berendes nur den Charakter ihrer Ehemänner und die gegenseitige eheliche Unterstützung.

Berendes engt ihre Lebensbeschreibung auf die absoluten Tiefpunkte und auf die rettenden, verändernden⁴⁴⁰ Impulse ein. Ganz ähnlich wie bei Agneta Horn (mit der Berendes verwandt war⁴⁴¹), fühlt man sich auch bei dieser Lektüre zuweilen versucht, die Autorin des übertriebenen, fast rituellen Jammers verdächtigen. Doch es ist wohl eher so, dass sie einfach die vielen und langen Zustände „dazwischen“, den emotional unspektakulären Lebensalltag, unerwähnt lässt. Aus der Beschränkung auf einige wenige einschneidende Ereignisse erwächst allerdings eine seltsam irritierende Diskrepanz zwischen dem eindringlichen Klagen über die Härte des Schicksals einerseits und dem Verschweigen der meisten erlittenen Ereignisse andererseits. Berendes scheint sich im Blick zurück vor allem auf die Erzählung der Entwicklungen zu beschränken, die für ihre Aufgabe als Witwe und Familienvorstand bedeutsam waren. Das mag erklären, weshalb sie den Tod naher erwachsener Verwandter, die ihr eine Stütze sein konnten, ausführlich behandelt, den Tod ihrer kleineren Kinder hingegen nicht thematisiert. Es darf auch nicht vergessen werden, dass sie 1676 den ersten Teil ihrer Biographie an einem wirklichen Tiefpunkt verfasste, wo sich vermutlich mancher einst heftig empfundene Schicksalsschlag schmerzlich relativiert hatte.

Ab 1687, als der Text mit deutlich veränderter Handschrift wieder eingesetzt, werden die wichtigsten Ereignisse in kürzeren Abständen nachgeführt, vermutlich alle ein bis zwei Jahre. In diesem Jahr wurde Märta Berendes Hofmeisterin bei der Königinwitwe, und 1688 betraute man sie für vier Monate mit der Pflege der neugeborenen Prinzessin. Neben drei Eintragungen zu diesen Ämtern bei Hofe liegt das Hauptgewicht der Notizen nun beim Schicksal ihrer Kinder. Ihre zwei Söhne zogen im Februar 1688 in den Kriegsdienst - an eben den fieberverseuchten Feldzug, an dem Anna Åkerhielm die Listen der Verstorbenen führte. Auch die beiden jungen Männer starben nach kurzer Zeit am „hitzigen Fieber“. Nur drei Monate danach verlor Märta Berendes auch ihren Stieffsohn. Über ihre Töchter vermerkt sie, dass Maria Eleonora Posse ab 1694 Hofdame bei der jungen Königin wurde. Ebba Margareta Sparre hingegen heiratete 1696, starb aber

440 Das Wort „Veränderung“ kommt denn auch zweimal vor und bezeichnet einen Eingriff Gottes in ihrem Lebenslauf, einmal beim Tod der Mutter: „så behagade och den gode guden göra den förändringen medh migh [...]“, und dann bei der zweiten Heirat in identischer Formulierung (Berendes ≈1700:301, 303).

441 Märta Berendes war über die Oxenstiernas mit der zehn Jahre älteren Agneta Horn verwandt (ihre Mutter war Agnetas Cousine). Alle vier bekannten schwedischen Autobiographieschreiberinnen des 17. Jahrhunderts stammen aus diesem engen hochadligen Umfeld: Agneta Horn, Märta Berendes, Maria Euphrosyna und Königin Christina, die ihren Lebensbericht jedoch auf Französisch verfasste. Auch die Handschriften wurden für eine gewisse Öffentlichkeit konzipiert und kursierten innerhalb der Familienverbände; doch ob Agneta Horn und Märta Berendes ihre Aufzeichnungen gegenseitig kannten, ist nicht erwiesen (Lindgärde 1993b:280).

knapp zwei Jahre später im Kindbett. 1698 ist die letzte genannte Jahreszahl, und es ist zu vermuten, dass diese Eintragung relativ kurz danach erfolgte. Danach schwenkt die Perspektive nochmals auf das Jahr 1694 zurück, als Märta Berendes Hofmeisterin der beiden Prinzessinnen geworden war. Diesen Dienst versah sie bis zu ihrem Tod 1717, doch die biographischen Aufzeichnungen brechen nach 1698 ab. Die letzten Zeilen stehen gedrängt auf dem unteren Seitenrand, und auf der folgenden, linken Seite ist ein Abendgebet eingebunden, das sie offensichtlich bereits Jahre zuvor in einer grazileren und gepflegteren Schrift geschrieben hatte.

Der hier untersuchte Auszug entstand somit vermutlich in zwei Phasen: Der grössere Teil wurde um 1676 in einem Zug eingetragen, und die letzten drei Seiten entstanden im Abstand von jeweils eins bis zwei Jahren zwischen 1687 und wohl kurz nach 1698. Gut ein Drittel des Auszugs ist der religiösen Betrachtung nach dem Tod des zweiten Mannes entnommen. Daran anschliessend folgen die eben besprochenen chronikartigen Eintragungen.

Auch Märta Berendes' Sprache ist im Quervergleich unauffällig. Unter allen Frauen verwendet sie zusammen mit Agneta Horn am wenigsten Fremdwörter, und zusammen mit Beata von Yxkull am meisten Possessivpronomen (überwiegend der ersten Person Singular). Verglichen mit den anderen erzählenden Auszügen weist Berendes die geringste Adjektivvariation und am wenigsten Männerennennungen auf. Auch im Vergleich zwischen allen Texten der zweiten Periode sticht Berendes durch geringe Adjektiv- und Verbvariation und durch wenige Hapax hervor. Sie schreibt damit einen syntaktisch und lexikalisch durchschnittlichen (und das heisst hier jeweils: gut funktionierenden) Text, der allerdings keinen Hang zur Verwendung von Fremd- und Lehnwörtern romanischer Herkunft hat und so in der Verb- und Adjektivverwendung etwas stereotyp wird. Auch bei der thematischen Konzentration nimmt Berendes nie eine Spaltenposition ein, obwohl man bei der Lektüre durchaus den Eindruck gewinnt, dass überaus viele religiöse Schlüsselwörter vorkommen. Tatsächlich liegt Berendes hier aber „nur“ an zweiter Stelle des Korpus; ebenso verhält es sich bei den Abstrakta und beim Thema Körper.

5.12 Erik Dahlberg (1625-1703)

Heute sind in Schweden vor allem zwei der hier untersuchten Autorinnen und Autoren allgemein bekannt: Von den Frauen ist dies Agneta Horn, die dank ihres Lebensberichts seit mehr als einem halben Jahrhundert zum universitären Unterrichtskanon der schwedischen Sprach- und Stilgeschichte zählt. Bei den Männern ist es Erik Dahlberg, der sich in mehreren Hinsichten Denkmäler setzen konnte – mit seinem architektonischen und zeichnerischen Lebenswerk, mit seinem Einsatz im Militär und der Zivilverwaltung und mit seiner umfangreichen Autobiographie.

In kurzen Auszügen waren Dahlbergs autobiographische Aufzeichnungen schon im 18. Jahrhundert bekannt. 1823 wurden sie zum ersten Mal in etwas vollständigerer Form gedruckt, worauf Dahlberg vollends als Identifikationsfigur der patriotischen und nationalhistorischen Kreise vereinnahmt wurde. 1914 kam es in diesem Geiste zu einer erneuten Drucklegung der Tagebücher, die diesmal auch strengeren wissenschaftlichen Anforderungen genügen konnte.

Wie Agneta Horns Erinnerungen schöpft auch Dahlbergs Bericht seine alterungsbeständige Faszinationskraft aus der literarischen Qualität der erzählten Motive und Episoden. In seiner Lebensschilderung sind mehrere Stränge verflochten, die auch einzeln für sich genommen bereits eine fesselnde Geschichte abgäben. Zum ersten ist da das Aschenputtelmotiv vom mittellosen Waisenjungen, der dank seinem Talent und seinem angenehmen Wesen auffällt und sich fleissig und zielstrebig bis in die gesellschaftliche Elite hinaufarbeitet. Zum anderen wirkt auf die Nachwelt die ungewöhnliche Bandbreite seines Wirkens faszinierend. Dahlberg besass eine grosse künstlerische Begabung und verschaffte sich darauf aufbauend eine gediegene Ausbildung, die ihm schliesslich sein Auskommen, hauptsächlich im Dienst der Krone, ermöglichte.

Sein Werk und sein Nachlass zeugen von universalen Talenten in technisch-mathematischen, musischen und geisteswissenschaftlichen Disziplinen gleichermassen (sein Tagebuch belegt, dass er sich neben dem Latein auch mehrere moderne Fremdsprachen mit Erfolg aneignete). Nach einigen unschlüssigen Wanderjahren in halb Europa wählte er die militärische Laufbahn und wirkte als Fortifikationsingenieur an zahllosen Festungen des Landes. Doch auch als Architekt von Planstädten, von Wohnbauten für Soldaten und Offiziere und von vielen Zivil- und Sakralbauten prägte er die schwedische Grossmachtzeit mit. Seine Neigung zur bildenden Kunst liess er in die erste, imposante Sammlung von Zeichnungen schwedischer Städte, Bauten und Schlösser münden, die später als Kupferstiche gedruckt wurden und seinen Namen auch als Künstler allgemein bekannt machten.

Erik Dahlberg war zudem ein fähiger Administrator, Diplomat und Offizier. Verschiedene militärische Operationen leitete er nachweislich mit Erfolg, doch seine wohl bekannteste Heldentat gehört in die Kategorie der historischen Mythen: Dahlbergs Bedeutung als militärischer Ratgeber Karl X. Gustavs beim Zug über den Grossen Belt im Februar 1658, wozu er eine Expertise über die Tragkraft des Eises abgab, wurde lange Zeit überschätzt. Die Überbewertung seiner Rolle beim gewagten Heerzug, der Schweden zu den bedeutenden Landgewinnen des Friedens von Roskilde verhalf, gründet auf

Dahlbergs eigener Darstellung im Tagebuch, wo er seinen Beitrag zum aufsehenerregenden Unterfangen eindeutig überhöht.

Diese Bündelung wirkungsvoller biographischer Motive und ihre ergiebige und spannende Schilderung durch Dahlberg selbst haben dazu geführt, dass sein Lebenslauf in vielen Nachschlagewerken und Monographien ausführlich behandelt wird. Erst vor kurzem diente sein Lebensbericht sogar als Ausgangsmaterial für einen erfolgreichen historischen Roman über den Dreissigjährigen Krieg. An dieser Stelle werden deshalb nur die für den untersuchten Auszug relevanten biographischen Informationen gegeben und im übrigen auf den Quellentext und die Sekundärliteratur verwiesen.⁴⁴²

1914 wurden für die Drucklegung des schwedischen Tagebuchs zwei eigenhändige Handschriften Dahlbergs zusammengefügt, die in gesonderten Archiven lagerten. Das Hauptmanuskript in der Universitätsbibliothek von Uppsala umfasst fast den ganzen Lebenslauf von der Geburt bis Ende 1697. Die Aufzeichnungen zu den beiden nächsten Jahren, d.h. 1698 und 1699, sind ins Reichsarchiv in Stockholm gelangt. Zu den letzten drei Lebensjahren scheint kein Tagebuch überliefert. Der hier untersuchte Auszug entstammt dem Stockholmer Fragment. Dies hat den Vorteil, dass er relativ genau datiert werden kann. Die Entstehung der Haupthandschrift hingegen kann zeitlich nicht festgelegt werden. Dahlberg vermochte es sicherlich nur dank seiner Gewohnheit, immer wieder Notizen und Entwürfe herzustellen und zu sammeln, die immense Datenfülle des Hauptteils, der bis in die Kindheitsjahre zurückgreift, zu memorieren und zu verwalten. Manche dieser Konzepte und Datensammlungen sind in der Tat noch erhalten. Die Schilderungen der frühen Ereignisse erhielten so erst Jahrzehnte später ihre endgültige Redaktion. Der Untersuchungsauszug indessen ist mit grosser Sicherheit jeweils am Ende des Kalenderjahres entstanden.⁴⁴³

Inhaltlich zählt der Auszug gewiss nicht zu jenen Textteilen, denen Dahlbergs Biographie ihre Strahlkraft verdankt. Seit 1696 amtete er als Generalgouverneur in Livland und als Kanzler der Universität Dorpat. Im Tagebuch dieser Jahre hielt der mittlerweile über Siebzigjährige für die Nachwelt lediglich die wichtigeren Amtsgeschäfte und die damit verbundenen grösseren Reisen fest. Im Oktober 1697 wurde er nach Stockholm gerufen, um am Reichstag und an der Beisetzung von Karl XI. teilzunehmen. Im ersten Jahr des Auszugs, 1698, blieb er im Anschluss daran noch bis Mitte September in der Hauptstadt und auf seinen Gütern in der Umgebung. Dann musste er wieder die Über-

442 Eine von Heldenverehrung geprägte Zusammenfassung von Dahlbergs Leben gibt der Herausgeber Herman Lundström in seiner Einleitung zur Ausgabe von 1914 (s. Quellenverzeichnis). Ähnlich unkritisch übernimmt auch Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män 1835-1907:IV,16-27 die Sachverhalte in der Regel genau so, wie sie von Dahlberg selbst dargestellt wurden. Distanziertere einführende Informationen bieten beispielsweise Svensk Uppslagsbok, Spalte 833-835 oder Larsson 1993:61-62. Der lesenswerte Roman des Historikers Peter Englund errichtet rund um die Tagebucheintragungen ein eindrucksvolles Panoptikum der Lebensbedingungen in der ständischen Ordnung, in den Kriegswirrnissen des Dreissigjährigen Krieges und darüber hinaus bis ins Jahr 1656 (Englund 1993; ins Deutsche übersetzt 2001).

443 Mir lagen die Handschriften nicht vor. Die Darstellung in diesem Abschnitt beruht auf Lundströms Einleitung zur Druckausgabe (Dahlberg 1698:XXI-XXIV.).

fahrt in sein Gouvernement antreten, nachdem Karl XII. sein inzwischen eingereichtes Abschiedsgesuch nicht bewilligt hatte. Darüber hinaus verzeichnet der Auszug nur wenige nennenswerte Ereignisse: Das feierliche Begräbnis des Sohnes Carl Gustaf, der Tod der Schwester Sara Jönsdotter und der Tochter Charlotta Juliana, einige Visiten und Festlichkeiten in Stockholm, die Verlegung der Dorpater Akademie nach Pernau und die Inaugurationsfeier sowie einige Heeresmusterungen werden mit knappen Worten erwähnt. Die Empfangszeremonien, die ihm an den besuchten Orten bereitet wurden, sind ebenfalls kurz notiert. Doch der weitaus grösste Teil der untersuchten Textmasse besteht aus den exakten Angaben zu den Wegstationen und Distanzen, die Dahlberg im Zusammenhang mit diesen Ereignissen zurücklegte! Innerhalb des Untersuchungskorpus musste deshalb Dahlbergs Text am stärksten bereinigt werden, indem alle diese mechanischen Wegangaben von vorneherein ausgesondert wurden, wenn sie nicht syntaktisch in einen Satz eingebettet waren. Auch die noch verbliebenen Wegangaben wurden in einem zweiten Schritt zusammen mit den Namen und Daten aus dem übrigen Wortschatz isoliert, um den Vergleich mit den anderen Korpustexten zu ermöglichen.⁴⁴⁴ In bereinigter Form bewegt sich der Auszug sprachlich innerhalb der Bandbreite der anderen untersuchten Protokolle, ohne jedoch auch nur annähernd das stilistische Niveau zu erreichen, auf dem Dahlberg die sorgfältig komponierten, erzählenden Episoden aus früheren Lebensjahren gestaltet hatte.

Trotz der eben gemachten Reservationen zeigt Dahlbergs Text im Quervergleich ein deutliches Profil, das immer noch zu den stilistisch komplexeren innerhalb des Korpus zählt. Dahlberg weist hohe Werte bei den Wortschatzparametern und in der Syntaxkomplexität auf. Verglichen mit den anderen Männern verwendet er am meisten lange Wörter. Einerseits verwendet er mit Vorliebe lange Lexeme und zusätzlich hält er an den orthographischen Gewohnheiten seiner Ausbildungszeit fest, was ebenfalls lange Wortkörper nach sich zieht. Auch sein Fremdwortgebrauch schwingt obenaus. Es sind vorwiegend Latinismen, die bei der Beschreibung von Amtshandlungen als Gouverneur und Universitätskanzler anfallen, die er selbstredend auch in lateinischer Sprache verrichtet hatte. Aus der Militärsprache stammen einige Lehnwörter französischer Schreibung. Lediglich mit der Nennung seiner zwei verstorbenen weiblichen Verwandten erreicht Dahlberg in dieser Korpuszusammensetzung (d.h. unter den Männern) bereits die Spitzenposition hinsichtlich der Verwendung weiblicher Personalpronomen. Sein Text umfasst am wenigsten Teilsätze, die aber relativ lang sind (11,4 Wörter nach der Bereinigung der Wegangaben; sogar 12,3 Wörter sind es vor der Bereinigung). Gemesen an den anderen protokollartigen Texten des Korpus weist Dahlberg den grössten Gesamtwortschatz und die grösste Variation der Substantive und des Gesamtwortschatzes auf. Sein Protokoll enthält am wenigsten Hauptsätze und am meisten Nebensätze.

⁴⁴⁴ Auf diese Weise konnte auch ein entstellender Eingriff des Herausgebers umgangen werden: Dahlbergs Manuskript verzeichnet die Wegstrecken nur mit Ziffern unter der Kolonne „Mihl“ am Seitenrand. Lundström fügte jede einzelne dieser zahllosen Distanzangaben nach dem Muster „[...], XY mihl“ in den laufenden Text ein. Waren sie hier nicht wieder gestrichen worden, hätten sie sich vor allem bei den syntaktischen Parametern stark verfälschend ausgewirkt.

5.13 Christiana Juliana Oxenstierna (1661-1701)

Von allen hier besprochenen Texten fand Christiana Juliana Oxenstiernas letzter Wille zweifelsohne als einziger bereits wenige Jahre nach seiner Entstehung eine breite Resonanz, denn dieses Dokument wurde der Öffentlichkeit als fulminanter Schlussakt einer jahrelang schwelenden Skandalgeschichte präsentiert.

Christiana Juliana Oxenstiernas letzter Wille ist in einer Sammlung von Schriften, Briefen und sonstigen Dokumenten abgedruckt, die ihr Gatte 1704, drei Jahre nach ihrem Tod, veröffentlichte, um allen Verleumdungen ein Ende zu machen, wie er im Vorwort schreibt. Abgedruckt ist auch ihr Lebenslauf in Paragraphenform, der an ihrer Beerdigung nach der Predigt vorgelesen wurde und mit Sicherheit nicht von ihr selbst verfasst war. Diese sogenannten Personalia folgten üblicherweise einer feststehenden Disposition, die manchmal sogar in lateinischen Marginalrubriken neben den schwedischen Texten steht: *Baptismus, educatio, conjugium, vita, crux, morbus extremus et lethargia, patientia et pietas*, d.h. sie behandeln die Taufe, die Erziehung, die Ehe, das Leben, die Leiden und Prüfungen, die letzte Krankheit und den Todeskampf, die Duldsamkeit und Frömmigkeit.⁴⁴⁵ Sie wurden oft schon zu Lebzeiten bei einem Geistlichen in Auftrag gegeben, und nicht zuletzt im Hinblick auf die dazu nötigen Daten und Informationen führte man Familienbücher, Tagebücher und Almanache. Wer es vermochte, liess die Personalia und Grabreden drucken und verteilen. Sie kursierten auch weit über die Trauerfamilie hinaus und erfüllten erbauende Funktionen. Die typische Disposition der Personalia sickerte so häufig auch in andere, autobiographische Textsorten ein.

Den Personalia ist zu entnehmen, dass Christiana Juliana Oxenstierna die Tochter des Reichsrats und Reichsmarschalls Graf Gabriel Oxenstierna von Korsholm und Wasa und der Gräfin Christiana zu Löwenstein und Scharffeneck war. Mit elf Jahren verlor sie die Mutter, ein Jahr darauf auch den Vater. Danach lebte sie abwechselungsweise bei zwei Tanten. Von 1680 bis 1684 begleitete sie ihre Tante Anna Oxenstierna auf deren Güter in Preussen. Zurück in Stockholm lebte sie weiterhin bei ihren Verwandten väterlicherseits. Zum Haushalt dieser Familie gehörte auch der junge Pfarrer Nicolaus Bergius, der die französische Kirche versah und Ende 1689 plötzlich in eine schwere Depression verfiel – wohl nicht zuletzt, weil er in seinem Kirchenamt zu scheitern drohte. Die sehr gebildete und tief religiöse Christiana Juliana Oxenstierna vermochte ihn aus der Schwermut zu führen, die ihn über ein Jahr lang in seinem Zimmer gefangen gehalten hatte.

Die beiden deuteten diese Heilung als göttliches Zeichen – genau so wie die Liebe, die sich im Laufe der Zeit zwischen ihnen einstellte und von strengen Standesgrenzen gehindert wurde. Der Adel wehrte sich gegen jede eheliche Verbindung mit Personen niedriger Stände, und ganz besonders die Mesalliancen zwischen Adelsfrauen und Nichtadeligen versuchte man meist mit allen juridischen und informellen Mitteln zu verhindern oder dann zu bestrafen. Es ging nicht nur darum, dem Versickern von Vermögen in ökonomisch, politisch und sozial uninteressanten Kreisen vorzukommen, sondern

445 Bergner, Barbro 1997:121.

auch darum, den Tauschwert, den die adeligen Frauen und Männer auf dem Hochzeitsmarkt darstellten, nicht durch eine schleichende Vulgarisierung auszuhöhlen.⁴⁴⁶ Für jede Eheschliessung über den eigenen Stand hinaus benötigte der Adel deshalb die spezielle Erlaubnis des Königs.⁴⁴⁷

Hin- und hergerissen zwischen ihren eigenen Wünschen und dem Wissen, dass ihre Familie nie in diese Verbindung einwilligen würde, verählte sich die mittlerweile Dreissigjährige im Dezember 1691 heimlich mit Bergius. Sie kehrte jedoch zu den eigenen Angehörigen zurück und hielt ihre Heirat vorerst geheim. Erst im August des folgenden Jahres zog sie in das Haus ihres Mannes, wo sie ein halbes Jahr später ihr erstes Kind gebar.

Die Verwandten, allen voran der älteste Bruder als Vormund seiner unverheirateten Schwester, unternahmen alles, um diese eigenmächtig eingegangene Verbindung anzufechten und aufzuheben. Der Bruder zerrte das Geschehene vor das Adelsparlament und das königliche Hofgericht und pochte darauf, hier sei mit aller Strenge durchzugreifen, um einen Präjudizfall zu verhindern, der zum Verwässern der Standesgrenzen führen würde – doch er erreichte nicht den gewünschten Erfolg. Der König erklärte den Fall zur Privatsache, worauf auch das Ritterhaus das Vorhaben fallenliess, um beim Regenten kein Missfallen hervorzurufen.⁴⁴⁸

Die Anfeindungen seitens der Familie und das Gerede scheinen indessen kein Ende genommen zu haben, obwohl Christiana Juliana Oxenstierna sich von ihrer Familie zurückgezogen und ein bescheidenes Leben als Pfarrersfrau geführt habe. Bergius gab

⁴⁴⁶ Mit der Reformation trat eine neue Gruppe von Männern, die Akademiker und Geistlichen, in das soziale Tauschsystem „Ehemarkt“ ein, für die es bisher keine Gegengabe geben musste, weil sie als Zölibatäre nicht gaben und auch nicht bekamen. Ab etwa 1530 nahmen sie erstmals Frauen, doch sie waren als sozial zwar geachtete, meist aber land- und besitzlose Bevölkerungsschicht zunächst niemandem ein Gewinn und bekamen in der Regel auch nichts weiter als die Frau (d.h. sie heirateten Frauen mit unbedeutenden Mitgiften). Da sie von ihrem Dienst abhängig waren und keinen sicheren materiellen Gegenwert bieten konnten, verbanden sie sich auch in den folgenden Generationen meistens mit Mädchen und Frauen aus dem eigenen Milieu (vor diesem Hintergrund ist auch das sogenannte „Konservierungssystem“ zu verstehen (s. Kap. 4)). Für die Adeligen, vor allem für den reichen Hochadel, bedeutete eine Verbindung mit einem nichtadeligen Geistlichen einen sozialen und ökonomischen Verlust (vgl. Völker-Rasor 1993:59, 195).

⁴⁴⁷ In den hochadeligen Familien, besonders aber bei den Oxenstiernas, gab es in fast jeder Generation von neuem Streitfälle dieser Art. Am bekanntesten ist wohl Agneta Horns Verbindung mit Lars Cruus, die zu guter Letzt gebilligt wurde. Doch schon die Mutter von Beata von Yxkull, Elisabeth Oxenstierna, hatte sich 1616 ohne Konsultation des Vormunds mit dem der Familie nicht genehmigen Conrad Yxkull verheiratet! Die erzürnte Korrespondenz zwischen den Brüdern Axel und Gabriel Oxenstierna anlässlich dieses Falls macht deutlich, wie hart der Adel seine Standesinteressen selbst im engeren eigenen Kreis durchzusetzen gewillt war (Oxenstierna, Gabriel Gustafsson 1611-1640:23-24 (Brief vom 25. August 1616)). Vgl. auch Englund 1989:136-137 über die Einstellung der Adelsmänner gegenüber ihren weiblichen Verwandten, die sich unter ihrem Stande vermählten.

⁴⁴⁸ Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män 1835-1907:II,163-165.

darum nach ihrem Tod eine Kompilation aufschlussreicher Dokumente heraus, die den Ruf seiner Frau – und nicht zuletzt auch seinen eigenen – rehabilitieren sollte. Eingebettet in Bergius‘ eher schwerfälliges Vorwort nach lutherisch-religiösem Schnittmuster und seine überleitenden Kommentare liegen die von Christiana Juliana Oxenstierna verfassten Texte wie schimmernde Perlen.⁴⁴⁹ Neben dem hier untersuchten Testament sind von ihrer Hand auch mehrere Gebete und eine an den König gerichtete Supplik abgedruckt, doch grösstenteils handelt es sich um Briefe an Verwandte, an Bergius und an Geistliche und andere Würdenträger.

Unabhängig von der Textsorte zeugen sie alle von einer aussergewöhnlichen Schreibbegabung, grosser Verstandesschärfe und einem gefestigten Selbstbewusstsein, das in den Anfechtungen Kraft aus der persönlichen religiösen Überzeugung schöpft. Jeder ihrer Verteidigungen legt Christiana Juliana Oxenstierna letztlich das lutherische Kernargument zugrunde, alle Menschen seien vor Gott gleichwertig. Ihre Auffassung ist aber radikaler als die Luthers, der die weltliche Ständeordnung respektiert sehen wollte. Ihre Religiosität betont die Eigenverantwortung des Individiums und verschiebt die gelgenden Ordnungen zwischen den Geschlechtern und Klassen nach dem Kriterium des persönlichen religiösen Verdienstes. Sie sieht sich als Individuum nur Gott verpflichtet, die menschliche Ständeordnung ist irrelevant. Dieses potentiell staatsgefährdende Gedankengut entstammt sicherlich dem Pietismus, der sich in Schweden in diesen Jahren in den höchsten Adelskreisen verbreitete. Seit 1687 lebte sie im Wrangelschen Palast, wo Aurora Königsmarck und andere fromme Freundinnen sich kurz zuvor intensiv mit dem Schreiben und Sammeln geistlicher Lieder mit klar pietistischem Einschlag beschäftigt hatten.⁴⁵⁰

Christiana Juliana Oxenstiernas Textproben überragen meines Erachtens alle anderen Autoren dieser Untersuchung in der Eleganz des Ausdrucks und der logischen Entwicklung der zu schildernden Themen. Auf eindrückliche Weise vereinen sie eine analytische Argumentationstechnik mit eindringlichen religiösen Appellen und einer aufrichtigen und mitunter geradezu psychologisierend anmutenden Introspektion. Wer solchermassen die Kunst der Textdisposition beherrscht und seine Anliegen sprachlich so gekonnt umsetzen kann, hat sich mit Intelligenz, Begabung und Leidenschaft über seine Bücher gebeugt. Ihre aussergewöhnliche Fähigkeit beim Aufsetzen von schwedischen Texten lässt jahrelanges systematisches Schreibtraining in der Muttersprache vermuten. Das war nicht selbstverständlich; in der zweiten Jahrhunderthälfte lag das Hauptgewicht der Ausbildung bei manchen Adelsfrauen auf dem kunstreichen Verfassen von fremdsprachlichen, vor allem französischen Gebrauchstexten, während der schriftliche Ausdruck in

449 Es ist mir nicht bekannt, ob ihre Originaltexte noch erhalten sind und ob Untersuchungen zur Authentizität dieser Texte gemacht wurden. Meine Annahme, es handle sich nicht um Fälschungen, kann ich lediglich damit legitimieren, dass Christiana Juliana Oxenstiernas Testament in die Bibliographie „Kvinnors självbiografier och dagböcker i Sverige 1650-1989“ (Hättner/Larsson/Sjöblad 1991) und einer ihrer Briefe in die von Bernt Olsson edierte Anthologie aufgenommen wurden (Olsson, Bernt (Hg.) 1993).

450 Vgl. auch Sjöblad 1994:217 ff. und Hättner Aurelius (1993b).

der Muttersprache wenig bis gar nicht geschult wurde. Dies betrifft aber keine der in diesem Korpus vertretenen Adelsfrauen, die sich alle nachweislich der Lektüre und dem Schreiben religiöser Literatur widmeten. Maria Euphrosyna, Märta Berendes, Christiana Juliana Oxenstierna und auf weniger hohem Niveau auch Agneta Horn beherrschten Schwedisch als Schreibsprache und die Kunst der Textdisposition überzeugend.

Christiana Juliana Oxenstiernas auf deutsch verfasste Gebete und Briefe belegen zudem, dass sie auf höchstem Niveau zweisprachig war. Bergius berichtet, sie habe seit ihrer Kindheit die Lutherbibel als Handbibel verwendet, und dass sie mütterlicherseits von deutschen Adelslinien abstammte und mit ihrer Tante mehrere Jugendjahre in Norddeutschland verbracht hat, wurde bereits erwähnt.

Das eindrücklichste Zeugnis ihrer Schreibkunst gibt wohl ihr Brief an den Beichtvater, den sie noch vor der Hochzeit aufsetzte. Er schildert ausführlich und nuanciert die Begegnungen der beiden jungen Leute und analysiert die durchlittenen Ängste und Zweifel. Als autobiographische Quelle für die Zeit der grössten Verunsicherungen ist dieser Brief dem nur halb so langen und fast vier Jahre später entstandenen Testament deutlich überlegen.⁴⁵¹

Ihr Testament schrieb Christiana Juliana Oxenstierna am 29. April 1694, d.h. sieben Jahre vor ihrem Tod. Mehr als ein Jahr war seit dem Tod des ersten Kindes vergangen, und ihre Gesundheit war angegriffen. Nach einer Krankheit fühlte sie das Ende nahen und hielt ihren letzten Willen fest. Einleitend preist sie Gottes Vorsehung, welche die beiden Gatten zusammengeführt und ihnen eine kurze, aber glückliche Zeit miteinander gegönnt habe. Dann zeichnet sie ein liebevolles und dankbares Bild ihres Gatten und bittet um Entschuldigung für ihre eigenen Fehler und Versäumnisse. Ihm überträgt sie ihren persönlichen Besitz und die Sorge um ihre Beisetzung. Sie wünschte sich ein Begräbnis ohne Pomp und wollte zusammen mit ihrem verstorbenen Kind und später ihrem Mann ins gleiche Grab gelegt werden.

In diesem Punkt handelte ihr Mann Jahre später ganz offensichtlich gegen ihren Willen. Nicht nur sie wünschte ein einfaches Begräbnis; auch einige ihrer Verwandten verlangten, die Beisetzung habe ihrem selbstgewählten Stande entsprechend in aller Stille zu erfolgen und nicht wie bei einer hohen Adeligen sonst üblich. Bergius widerstande sich und erreichte zuletzt, dass seine Frau und ihre Kinder feierlich im Familiengrab der Oxenstiernas beigesetzt wurden. Er scheint ein eher unnachgiebiger und streitbarer Geist gewesen zu sein, wie dieses Beispiel und auch die archivierten Dokumente rund um berufliche Konflikte in seiner Pfarrei vermuten lassen, die sich über fast alle Ehejahre hinzogen.⁴⁵² Bergius legitimiert übrigens im Vorwort seine Veröffentlichung der Dokumente rund um die Familienkonflikte damit, dies sei stets der Wunsch und Wille seiner Frau gewesen. Die von ihr erhaltenen Briefe erwecken allerdings nicht diesen Eindruck; in den Briefen an ihren Bruder äussert sie im Gegenteil mehrmals den

⁴⁵¹ Der Brief an den Beichtvater ist in Olsson, Bernt (Hg.) 1993:382-387 abgedruckt.

⁴⁵² Diese Konflikte machen den Hauptanteil des Eintrages zu Nicolaus Bergius im Biographiskt lexicon öfver namnkunnige män aus (1835-1907:II,159-173).

Wunsch nach Ruhe und ihr Missfallen darüber, dass die Angelegenheit an die Öffentlichkeit gezerrt werde.⁴⁵³

Es ist ungewiss, ob und inwiefern Bergius bereits bei der Entstehung der Texte oder später im Verlauf des Druckes überarbeitend mitwirkte; weil alle Adressaten zwar nicht namentlich, für die Zeitgenossen dennoch klar erkennbar genannt und auch ihre Antworten teilweise abgedruckt werden, ist jedoch anzunehmen, dass sich Bergius bei der Veröffentlichung in etwa den Originalfassungen der Texte verpflichtet fühlten musste, wenn er nicht neue Streitereien anfachen wollte.

In seiner Überleitung zu Christiana Juliana Oxenstiernas letztem Willen betont Bergius, kein anderes Schriftstück könne besser beweisen, wie glücklich und zufrieden seine verstorbene Frau mit ihrer Wahl und ihrem Gatten gewesen sei. Das scheint sich bei der Lektüre zwar zu bestätigen, ist aber bei einem Testament aus dieser Epoche nicht anders zu erwarten. Zufrieden mit dem Lebensweg, den Gott für einen vorgezeichnet hatte, aus dem Leben zu scheiden, galt als Ziel und Krönung der Tugendhaftigkeit und war wohl das zentralste religiöse Bestreben überhaupt. Die Beschäftigung mit dem Tod dominierte die religiösen Texte des 17. Jahrhunderts nahezu ganz, und die christliche Bestattungskultur erreichte eine grössere gesellschaftliche Relevanz als je zuvor oder danach. Der Topos vom friedvollen Hinscheiden, versöhnt mit Gott und den Mitmenschen, war fester Bestandteil von Testamenten, Personalia und Grabreden und wurde auf diese Weise im Verlauf der Beisetzungen mehrmals zelebriert. Lebensbeschreibungen, die im Hinblick auf den eigenen Tod entstanden, äussern deshalb fast ausnahmslos Dankbarkeit für den zurückgelegten Lebensweg; selbst wenn er von Schicksalsschlägen und Tragödien gesäumt war, die uns jede sinnfällige Deutung schwierig machen, erkannten die Gläubigen aus der Retrospektive jeweils, dass Gott mit ihnen von Beginn an einen kohärenten Plan verfolgt hatte.⁴⁵⁴

Das bio- und autobiographische Schrifttum rund um den Begräbniskult sollte dem Ruhm der Verstorbenen und ihrer Hinterbliebenen gleichermassen Dauer verleihen. Die darin betonten Tugenden dürfen deshalb als präskriptiver Ausdruck der gesellschaftlichen Idealvorstellungen gelesen werden. Eine Analyse von hundert schwedischen Leichenreden für Frauen, die zwischen 1650 und 1680 erschienen, zeigt deutlich, welche Tugenden das ideale Rollenbild konstituierten.⁴⁵⁵ Zu den wichtigsten zeittypischen Rollenidealen gehörte ein Leben in Gottesfurcht und als Folge davon ein sanftes und zuversichtliches Sterben. Christiana Juliana Oxenstiernas Bejahung ihres Lebensverlaufs kann in dieser Stereotypie keinesfalls die Aussagekraft zugemessen werden, die Bergius in seiner Überleitung beansprucht. Dies umso weniger, als es sich beim letzten Willen um ein Dokument mit legalem Charakter handelt, in dem die Hinterlassenschaft zugunsten des Ehemannes geregelt wird.

453 Oxenstierna 1704:109-120.

454 Vgl. auch Müller 2000.

455 Die äusserst interessanten Ergebnisse dieser Studie fasst Bergner 1997 zusammen. Vgl. auch Stadin 1997:209 ff.

Doch auch ihre Schilderung des glücklichen Ehelebens zweier tiefgläubiger Christen klang in den Ohren ihrer Zeitgenossen sicherlich nicht neu und darf aus heutiger Perspektive nicht überbewertet werden. Im Begräbnisschrifftum der letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts wurde der Eintracht zwischen den Ehegatten zunehmend mehr Gewicht beigemessen. Es scheint allerdings, dass für das Zustandekommen dieser Eintracht in erster Linie die Frauen verantwortlich galten, wenn denn der Umstand, dass eheliche Harmonie hauptsächlich in Texten von und über Frauen thematisiert wurde, so gedeutet werden darf. Christiana Juliana Oxenstierna jedenfalls bedient mit dieser Schilderung gleichzeitig ein Idealbild der Geschlechterrollen und einen textsortenkonstituierenden Topos. Damit soll hier nicht angedeutet werden, dass diese Schilderungen keinesfalls das wiedergeben können, was Christiana Juliana Oxenstierna wirklich dachte und empfand; als autobiographische Quelle haben solche stark formalisierten Textsorten aber einen besonders unsicheren Stellenwert inne.

Insofern ist auch der Umstand relativ bedeutungslos, dass sie das Testament sehr früh, sieben Jahre vor ihrem Tod aufsetzte, bevor der kommende Verlauf der Ehe offenbar war. Ihr Text hätte höchstwahrscheinlich ganz ähnlich ausgesehen, wenn er erst ganz am Ende ihres Lebens entstanden wäre. Für die fehlenden Informationen zu ihren letzten Lebensjahren sind wir so aber auf die Personalia angewiesen. Diese berichten, dass sie insgesamt vier Kinder auf die Welt brachte. Das erste starb 1693 wenige Wochen nach der Geburt, und ebenso das zweite 1698. 1699 kam ein Sohn zur Welt, der sie von Neuem hoffen und nach nur einem Jahr wieder trauern liess. Ein halbes Jahr später lag sie zum vierten Mal in den Wehen, und zum ersten Mal sei die Geburt leicht verlaufen. Doch nach der Entbindung bekam sie hohes Fieber und am nächsten Tag einen Schlaganfall, der ihr Gesicht lähmte. Am Tag darauf, dem 27. Februar 1701, starb sie. Der Säugling lebte nur drei Monate länger. Zu diesem Zeitpunkt war Bergius bereits als Pastor in Narva und als Superintendent, d.h. Bischof von Ingermanland bestreut. Im Juli 1701 trat er Livlands General-Superintendentur und das Prokanzleramt der Akademie von Pernau an, wo er 1705 verstarb.

Christiana Juliana Oxenstiernas Testament nimmt innerhalb der hier untersuchten Textsammlung eine deutlich definierte Position ein. Im Vergleich der zwischen den Geschlechtern unterscheidungswirksamen Sprachmerkmale steht sie an der Spitze der Frauen beim Wortschatzumfang, seiner Variation, der Substantivvariation und der Anzahl Hapax. Sie weist hier auch am meisten Personalpronomina auf, was mit der intimen Thematik dieses Textes zusammenhängt, der fast ausschliesslich von ihr selbst und ihrem Mann handelt und deshalb überwiegend pronominale Bezüge herstellt. Auch wo die Abstrakta sich signifikant auswirken, ist ihr Text jeweils führend.

Von allen erzählenden Texten enthält das Testament am wenigsten Hauptsätze und am meisten Nebensätze. Hierzu – und auch zur eben genannten pronominalen Tendenz – passt, dass gleichzeitig auch die meisten Subjektilgungen im hypotaktischen Gefüge auftreten. Bei diesen Satzcharakteristiken führt Christiana Juliana Oxenstierna auch unter allen Texten der zweiten, syntaktisch differenzierteren Untersuchungsperiode die Skala an. Insgesamt rangiert folglich diese Textprobe syntaktisch an der Spitze des Korpus und lexikalisch ebenfalls im obersten Viertel.

5.14 Josias Cederhielm (1673-1729)

Die beiden letzten Autoren dieser Untersuchung, Cederhielm und Franc, hinterliessen Erinnerungen, die in der schwedischen Geschichts- und Literaturwissenschaft der Kategorie „Karolinska krigares dagböcker“ zugerechnet werden. Unter diesem Titel wurde eine lange Reihe von Kriegstagebüchern und -memoiren veröffentlicht.⁴⁵⁶ Die meisten stammen von Offizieren, die in den zwei kriegerischen Dezennien unter Karl XII. dienten und von denen viele nach der Schlacht von Poltava in die zwölfjährige russische Kriegsgefangenschaft gerieten.

Cederhielms und Francs Aufzeichnungen haben über diese gemeinsame Entstehungs- und Veröffentlichungsgeschichte hinaus allerdings wenig gemeinsam. Wie wir sehen werden, zeichnete der Offizier Franc nach der Entlassung aus dem Dienst für den engeren Familienkreis seine Lebensgeschichte auf. Cederhielm hingegen war Sekretär in der Feldkanzlei von Karl XII. und führte in dieser Funktion laufend verschiedene Militärtagebücher offiziellen Charakters. Unter anderem war er von Karl XII. beauftragt, die anderen Mitglieder der königlichen Familie über die Ereignisse im Feldlager à jour zu halten. Es war aber auch Aufgabe der leitenden Männer der Feldkanzlei, die Reichskanzlei in Stockholm zu informieren und die innen- und aussenpolitische Stimmung mit der geeigneten Informationsgestaltung zu steuern. Cederhielm scheint bis etwa 1702 an zweiter Stelle hinter Olof Hermelin für das Verfassen der offiziellen Berichte zuständig gewesen zu sein.

Für mehrere Zeitabschnitte liegen zwei eigenhändige und voneinander abhängige Journalversionen vor: Version A ist ausführlicher und detailreicher; sie ist ein Tagebuchkonzept, das anscheinend als Grundlage für die offiziellen Journale erstellt wurde. In der Version B scheint Cederhielm diese Einträge nachträglich reduziert und neu gewichtet zu haben.⁴⁵⁷ Der untersuchte Auszug entstammt der Version A und ist somit als „halboffiziell“ zu werten. Cederhielm liess seine wirklich privaten Aufzeichnungen hingegen häufig in die persönlichen Briefe einfließen, die er u.a. an den Bruder Germund Cederhielm und an den Schwiegervater Samuel Åkerhielm richtete, welcher in der Staatskanzlei im Mutterland die Fäden zog.⁴⁵⁸ Es bestehen also einmal mehr enge biographische Querverbindungen zwischen den Autoren des Korpus: Jonas Cederhielm war der Sohn von Maria Stenquist; Samuel Åkerhielm war der Bruder von Anna Åkerhielm und Maria Agriconia.

⁴⁵⁶ Ausser in der zwölfbändigen Reihe „Karolinska krigares dagböcker“ sind auch im Jahrbuch des Karolinska förbundet Texte veröffentlicht, u.a. Cederhielm und Francs Texte (Karolinska förbundets årsbok 1911ff.) Weitere Augenzeugenberichte zur Schlacht von Poltava ediert Englund (Hg.) (1998).

⁴⁵⁷ Die Einteilung in Version A und B geht auf den Herausgeber Wernstedt zurück. Seiner Einleitung sind detaillierte Informationen zur Handschriftenlage und zu den Arbeitsgewohnheiten und –bedingungen in der Feldkanzlei zu entnehmen (Cederhielm 1702:51-64).

⁴⁵⁸ Diese Briefwechsel, vor allem Cederhielms Briefe, wurden grösstenteils vernichtet, da die Beteiligten der Politik von Karl XII. kritisch gegenüberstanden. Einige wenige von Cederhielms Briefen sind in Olsson, Sven W. (Hg.) 1979 abgedruckt.

Das Geschlecht Cederhielm stammte von dänischen Bauern ab und wurde erst 1686 geadelt, als Josias dreizehn Jahre alt war. Sein Grossvater war zum Bürgermeister und sein Vater zuletzt zum Landshövding aufgestiegen. Der junge Cederhielm erhielt eine zielgerichtete Ausbildung und wurde schon früh in die Staatskanzlei eingeführt, die in diesen Jahren die Kaderschmiede und das Sprungbrett für Zivilkarrieren war. Er galt als herausragende diplomatische Begabung und konnte seine juristischen, sprachlichen und politischen Talente in der Feldkanzlei in so verschiedenen Bereichen wie Dokumentation, Gesandtschaften und Vertragsverhandlungen beweisen. Nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft wurde er innert weniger Monate zum Staatssekretär und Reichsrat befördert, und bis kurz vor seinem Tode prägte er die schwedische Politik mit.⁴⁵⁹

Zum Zeitpunkt des Auszugs, vom 6.-8. September 1702, befand sich der König und die Feldkanzlei in einem Militärlager in der Nähe Krakaus, das im Juli erobert worden war. Hier liefen die Informationen über die militärischen und diplomatischen Entwicklungen an den verschiedenen Kriegsschauplätzen zusammen. Cederhielm hielt in seinem Journal nicht nur die militärischen Operationen und Entwicklungen fest, sondern erläutert auch die Gerüchte und Vermutungen, die sich rund um die vielen auftretenden Gesandten und deren taktischen Spiele und Verschwörungen rankten. Er selber und ein grosser Teil der schwedischen Offiziere hätte gerne ein schnelles Eintreten auf die Friedensangebote der Dänen und der Polen gesehen, doch Karl XII. liess sich Zeit und hielt seine Absichten bedeckt. In der Version A allgemein und in unserem Auszug im Besonderen nimmt eine Auseinandersetzung zwischen Cederhielm und Graf Franz Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf einen breiten Platz ein. Zinzendorf war österreichischer Gesandter und wirkte eifrig auf einen Frieden mit den Polen hin. Gleichzeitig liessen die militärischen Entwicklungen aber vermuten, dass August II. sein Friedensangebot nur vortäuschte. Cederhielm schildert in der Version A mit rhetorischer Emphase ein Streitgespräch zwischen ihm und Zinzendorf. (In der Version B sind diese Gespräche weniger ausführlich und deutlich sachlicher dargestellt. Die leidenschaftlichen Repliken sind konstatierten Schilderungen gewichen.)

Der Auszug kreist thematisch also um militärische Manöver und vor allem um politische Erwägungen. Der Wortschatz ist weitgehend schwedischer Herkunft, doch es sind manche deutsche und vor allem romanische Lehnwörter aus der Militär- und DiplomatenSprache vertreten. Im Quervergleich gehört der Text zu den syntaktisch und lexikalisch elegantesten; auffällige Spitzenwerte erreicht er nur sehr wenige. Unter den Männertexten führt er bei der Anzahl Pronomen insgesamt und der Anzahl Personalpronomen der dritten Person Singular maskulin an, während er hingegen wie drei weitere Männer keine Personalpronomen der dritten Person Singular feminin verwendet. Frauen und Familienmitglieder werden in diesem Militärjournal nicht überraschend ebenfalls nicht erwähnt.⁴⁶⁰ Da die hier untersuchte Passage aus einem sehr langen Erzählblock

⁴⁵⁹ Die biographischen Angaben stützen auf Svenskt biografiskt handlexikon 1906:I: 173-174 und auf Biographiskt lexicon öfver namnkunnige svenska män 1835-1907: III:211-213.

⁴⁶⁰ Mit einer Ausnahme: Am 6. September brachte ein Bote ein offizielles Schreiben der Herzoginwitwe von Holstein (der Schwester Karls XII.).

besteht, wurde sie trotz ihrer Protokollfunktion als erzählenden Texttyp eingestuft. Im Vergleich mit den anderen Erzählungen bildet Cederhielm kurze Teilsätze; sein Neben- und Hauptsatzverhältnis liegt auf dem Niveau der syntaktisch komplexesten Textproben. Als einzige Erzählung berührt diese Quelle nie die Themen Körper, Krankheit etc. Von allen Adeligen spricht Cederhielm am seltensten von sich selber in der ersten Person Singular und seine Adjektivverwendung liegt auf dem tiefen Niveau, das sonst für die Geistlichen typisch ist.

5.15 Maria Stenquist (1631-1712)

Maria Christoffersdotter Stenquist war die Mutter von Josias Cederhielm (5.14). Sie stammte sowohl mütterlicher- als auch väterlicherseits aus einer Dynastie von Geistlichen. 1658 heiratete sie den in höheren Beamtendiensten stehenden Juristen Germund Palm. Sein Grossvater, ein jütländischer Bauer, war 1615 nach Schweden gekommen; sein Vater brachte es zum Bürgermeister, und er selber wurde fast dreissig Jahre später, 1686, als Assessor im Schwedischen Hofgericht unter dem Namen Cederhielm geadelt. Von den fünf Söhnen und fünf Töchtern lebten bei Maria Stenquists Tod noch drei der Töchter und die beiden erfolgreichen Söhne Josias und der Jurist Germund Cederhielm (1661-1741).

Maria Stenquist unterschrieb die hier untersuchte Quelle mit M: C:H:, also mit dem Adelsnamen ihres Mannes; als einzige Frau des Korpus hält sie nicht an ihrem eigenen Namen fest. Dies war zur damaligen Zeit bei verheirateten Frauen mit einem unveränderlichen Familiennamen unüblich und weist wohl darauf hin, dass Maria Stenquist viel am Prestige lag, das mit dem Adelsnamen ihres Mannes verbunden war. Und obwohl jedermann in ihrem Umfeld wissen musste, dass alle vier Herkunftslinien im Stammbaum der Eheleute Cederhielm unmittelbar im Beamten- oder sogar im Bauernstand wurzelten, entwickelte Maria Stenquist für ihre mütterliche Linie eine Genealogie, die fast siebenhundert Jahre bis auf den mittelalterlichen norwegischen König Olaf den Heiligen zurückreichte. Diese kühne Linie begründete sie damit, ihr Urgrossvater mütterlicherseits sei ein Pfarrer namens Måns Kulla, dessen Familiennamen sie auf Gudbrand Kula zurückführt, den Vater der Königin Asta, die Olaf den Heiligen geboren hatte. Auf diese Weise führt Stenquist ihre Herkunft direkt bis in die Zeit der Christianisierung und der norwegischen Königssagas zurück. Selbst in den Personalia zu ihrer Leichenrede wurde diese Genealogie nochmals aufgerollt – und es ist überliefert, dass Stenquist mit ihrer Mythologisierung bei ihren Zeitgenossen weitherum Belustigung hervorrief.⁴⁶¹

Stenquists Text kann nur mit einiger Grosszügigkeit als Autobiographie kategorisiert werden. Der vollständige Abdruck im Anhang lässt erkennen, dass darin die Darstellung ihres eigenen Lebens völlig unwichtig ist. Stenquist spricht mit keinem Wort von ihrer Kindheit, Erziehung und Heirat, von den Kindern, von Schicksalsschlägen, Krankheiten und ähnlichen Punkten, die in aller Regel feste Bestandteile einer zeitüblichen Lebensbeschreibung einer Frau von Stand waren. Es geht ihr nur um den Stammbaum, und selbst bei der üblicherweise in Lebensbeschreibungen respektvoll ausgeschmückten Schilderung der Eltern beschränkt sie sich im Wesentlichen auf die Nennung der Namen. Viel ausführlicher sind die Generationen davor geschildert.

Wie schon der Titel darlegt, geht es ihr um „eine kleine Auskunft über ihre Herkunft und die Abstammung ihrer seligen Eltern“ (*En liten underättelse om min herkomst och mina sallige föräldrars affkomst*). Sehr wahrscheinlich ist diese Auflistung als Gedächtnissstütze für den Verfasser ihrer Leichenrede und der dazugehörigen Personalia gedacht. Stenquists Worte sind jedenfalls an ein „Du“ gerichtet, das zur engeren Fami-

461 Bylow 1718:18ff. (zitiert nach Englund 1989:286, Fussnote 30).

lie gehören musste, da es anscheinend in der Genealogie ebenfalls bewandert war und nötigenfalls in der weiteren Verwandtschaft zusätzliche Informationen einholen konnte:

Min Mor hette Elisabett Lod, war her Abrehams dotter uthi bätttnna S kiörckioherdens, men hans släckt wett iagh intet widare, men om du heller iag finge en gång talla med Jonas Kraak som är härs höffding uthi södramanne land, och nu bormästare uthi tårsilia hans far och min mor war syskone barn, hans far war min Morfars systerson, S Mormors som war Måns Kullas dotter, som war kiörckioherde uthi stechtåmpa *det wett du bättre än som iagh.* [Kursivierung SM]

Auch am Textende signalisiert ein „wi“ nochmals die Zugehörigkeit des Adressaten zur engsten Familie:

der effter ähr Måns nampnet komit uthi famillian, allt så kunna wij räckna os och våra barn i blan de äldsta familierna, som få vara i bland dem, som kallas våra, mera orckar iag inte skriffwa

Da der Text weder datiert noch adressiert ist, kann man nur darüber spekulieren, ob einer der beiden Söhne der Empfänger war. Aus einem ebenfalls erhaltenen Brief, der aufgrund des Inhalts auf 1698 datiert werden darf, geht hervor, dass Maria Stenquist in diesen Jahren engeren Kontakt mit dem älteren Sohn Germund als mit Josias pflegte. Es ist daher gut möglich, dass sie Germunds Unterstützung nicht nur in rechtlichen und politischen Fragen suchte, sondern ihn auch mit dem Vorbereiten ihrer Beisetzungsschriften betraute. Den Personalia jedenfalls ist zu entnehmen, dass Maria Stenquist bereits im Jahre 1691 weitreichende Details ihrer Beerdigungszeremonie geregelt hatte:

hafwandes den sahl. högwälborne frun föreskrefne liktext med psalmer af dödas betrachtellse allaredo åhr 1691 utwalt, att med des bekraftning i församlingen predikas och siungas.⁴⁶²

Es geht nicht hervor, ob sie bereits damals auch schon die Herstellung ihrer Personalia veranlasst und zu diesem Zweck den hier untersuchten genealogischen Merkzettel erstellt hatte, doch die Tatsache, dass in den Personalia das frühe Entstehen der anderen Schriften betont wird, gibt Grund zur Annahme, dass sie selber erst deutlich später aufgesetzt wurden. Das Schriftbild des Auszugs weicht zudem nicht auffällig vom um die Jahrhundertwende datierbaren Brief ab. Aus diesem Grund wurde hier der Text auf das erste Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts geschätzt.

Im sprachlichen Quervergleich fällt Stenquist vor allem bei den Personennennungen und den Themen auf. Vor den anderen Frauen tritt sie nur mit ihrer hohen Konzentration auf das Thema „Familie“ in den Vordergrund. Gemessen an den anderen erzählenden Texten treten bei ihr am meisten Personen und am meisten Männernamen auf, im späten Zeitsegment sind bei ihr auch am meisten Frauennamen zu finden. Diese Punkte hängen zweifelsohne direkt mit der Fokussierung auf die Familiengenealogie zusammen. Ebenfalls damit, bzw. mit dem dadurch bedingten Ausblenden anderer Themen-

462 Personalia, S. 4 (anonymes Manuskript; ebenfalls in UUB Uppsala, X 255 ab:E).

kreise und dem weitgehenden Verzicht auf die Schilderung von Ereignissen, können die weiteren Resultate erklärt werden, die Stenquist im Vergleich mit den anderen späten Texten aufweist. Beim Umfang und der Variation des Gesamtlexikons sowie der Verwendung von Hapax besetzt Stenquist die Tiefstwerte der Vergleichsgruppe. Auch bei den grammatisch korrekten Subjektilgungen, die in der zweiten Periode signifikant häufiger auftreten, verhält sich Stenquist (zusammen mit Dahlberg) noch gleich wie die Autoren der ersten Periode. Dass sie in dieser Korpusgruppierung zudem am wenigsten abstrakte Themen und Institutionen bespricht, muss wiederum mit der Fixierung auf Genealogisches erklärt werden.

Diese einheitlichen Resultate können als sprachliches Indiz dafür genommen werden, dass in der Bibliographie Hättner/Larsson/Sjöblad 1991 mit der Kategorisierung dieser Quelle als autobiographischer Text für einmal ein deutlich gruppen-inkompatibler Text aufgenommen wurde. Die Herausgeberinnen betonen denn auch in der Einleitung, dass sie die Textsorteneinteilung mehrmals etwas elastisch gestalteten, um interessante, aber nur schwach autobiographische Texte nicht ausschliessen zu müssen (wie bereits bei Yxkull und Maria Euphrosyna besprochen). Diesen Fällen ist auch Stenquist zuzurechnen. Interessant ist auch die Frage, ob Stenquist in der Gruppe der Adeligen richtig platziert ist, da sie aus einer Dynastie von Pfarrern und nichtadligen Beamten stammt und ihr Ehemann erst im hohen Alter geadelt wurde. Hierauf kann erwidert werden, dass sie (zusammen mit Berendes) als einzige keinerlei Extremwerte unter diesem Gesichtspunkt erreicht, d.h. gewissermassen völlig unbemerkt und unauffällig in der Adelsgruppe mitschwimmt.

5.16 Zachris Franc (1687-1721)

Zachris Franc wurde 1687 in Stade bei Bremen geboren, wo sein Vater Samuel Franc zwei Jahre zuvor die Nachfolge von Henrik Henriksson Horns Widersacher Georg Güthrie angetreten hatte, nachdem dieser auf Betreiben von Horn sein Amt als Staatskommissar niederlegen musste (s. Kap. 5.10). Samuel Franc war zuvor Provinzverwalter in Östergötland und erst seit 1682 geadelt.

Zachris Franc erwähnt in seiner Autobiographie, dass seine Eltern sich auch für ihre Söhne eine Karriere in der Zivilverwaltung erhofften und ihn daraufhin sorgfältig ausbilden liessen. Mit sechs Jahren habe er unter der Anleitung seines ersten Informators seine Studien begonnen. In der Folge wurde er von verschiedenen deutschen Lehrern unterrichtet, zunächst von zwei Magistern. Bei einem Kammerschreiber namens Hindrich Thebes habe er zudem das Rechnen und Schreiben gelernt. Ab dem fünften Jahr seiner Studien, 1698, lernte er bei einem Juristen Französisch, Römisches Recht und Geographie. Während sechs Jahren absolvierte er zudem täglich zwei Stunden Geometrie und Fortifikationslehre bei einem „Ingenieurleutnant“. An weiteren Disziplinen nennt Franc Latein und Rhetorik, Tanzen, Fechten, Reiten und Geigenspiel. Nun waren er und sein Bruder Johan ausreichend vorbereitet, um an die Universität Halle zu gehen. Doch die politischen Entwicklungen verhiessen mittlerweile nur den Militärs einen schnellen Aufstieg. Zachris Franc widersetzte sich dem Willen der Eltern; er sei vom Beispiel seines älteren Halbbruders abgeschreckt worden, der zunächst sechs Jahre lang vergeblich versucht habe, in Stockholm einen noch so geringen zivilen Dienst zu erhalten, und zuletzt doch in den Kriegsdienst eingetreten sei. Er trat lieber ohne Umweg als Volonteur in die Armee ein.

Von 1703 bis Ende 1719 diente er in der Armee. Die meisten Seiten seines Lebensberichts sind von den Erlebnissen dieser an Feldzügen und Schlachten wahrlich reichen Zeitspanne ausgefüllt. Mit dreiunddreissig Jahren stellte er sein Abschiedsgesuch; nach siebzehn Dienstjahren wurde er als Oberstleutnant entlassen. Die Datierungen und der Inhalt seiner Autobiographie lassen erkennen, dass Zachris Franc im ersten Jahr als Zivilist seine Notizen und Tagebuchaufzeichnungen hervorgenommen und in einem Schwung seine Lebensgeschichte aufgeschrieben haben muss. In der vorliegenden Form ist der Text somit etwa um 1720 entstanden. Die Eintragungen reichen bis zum August 1719, wo sie mitten in einem Satz enden und offensichtlich einige Blätter herausgeschnitten wurden. Aus anderen Quellen geht hervor, dass Franc im Dezember 1721 heiratete und vermutlich am Tag nach seiner Hochzeit unter heute unbekannten Umständen erstochen wurde.⁴⁶³

Die Aufzeichnungen zu den Kriegserlebnissen sind nicht nur aus militärhistorischer Perspektive interessant; sie vermitteln auch manche der Kriegserfahrungen, die in den Geschichtsbüchern nicht im Vordergrund stehen. Franc erlebte in der Armee zuweilen Wochen, ja Monate sommerlichen Lagerlebens ohne die geringsten kriegerischen Ereignisse, aber auch unvorstellbar strapaziöse Feldzüge, während derer die Soldaten

463 Diese biographischen Angaben gründen auf der Autobiographie selbst und auf der kurzen Einleitung von Herman Brulin (in: Franc, Zachris (1709), S. 28-34).

tagelang im Morast marschieren mussten oder in extremer Kälte einer nach dem anderen während des Marsches erfroren. Wo er diese Entbehrungen und Leiden, seine Verletzungen und häufigen schweren Fiebererkrankungen schildert, entpuppt sich Franc als guter Erzähler. Mit viel Sinn für Spannung, Tempo und dennoch glaubwürdig beschreibt er die lebensgefährlichen Ereignisse in den Schlachten, in Seenot, im eisigen Winter oder auf dem Krankenlager.

Der hier untersuchte Auszug fällt auf den Winter 1708/09. Seit dem September marschierte Zachris Francs Kompanie durch Litauen bis hinunter nach Galizien. Als die ermüdeten und schlecht ernährten Soldaten und Pferde dann vom ungewöhnlich strengen Winter überrascht wurden, waren viele Männer bereits nicht mehr widerstandsfähig genug. Viele starben, die Krankenlager füllten sich. Nach dem Jahreswechsel ging der Marsch weiter ins feste Winterquartier. Die meisten Soldaten erlitten unterwegs Erfrierungen an Händen und Füßen. Die Dragoner seien jeweils nach einer Viertelstunde Ritt vor Kälte von den Pferden gefallen; deshalb stiegen sie aus Angst vor dem Erfrieren ab und gingen für kurze Zeit neben den Pferden her, bis sie vor Ermattung wieder aufsteigen mussten. Die Armee habe bald nur noch aus lauter Kranken und Lahmen bestanden, die knapp dem Tod entgangen seien. Begleitet wurden sie wie alle grösseren Truppen von umherstreifenden Räuberbanden, unter denen sich mancher entwichene Soldat befand. Diese Marodeure waren eine ständige Gefahr für jeden Proviant- und Waffentross und schlugen alle tot, die sich alleine vom Zug entfernten. Francs Pferdeknecht und zwei seiner Pferde seien damals auf diese Weise verschwunden. Auch die Quartianer, Verbände polnischer Grenzsoldaten, machten sich jede Gelegenheit zu einem Überfall zunutze. Die Bevölkerung musste alle diese Truppen gleichermaßen fürchten; Franc wird zweimal ausgesandt, um in den Ortschaften mit der Hilfe von dreissig berittenen Soldaten Proviant einzutreiben. Darauf zogen die mittlerweile mit Truppen aus Pommern verstärkten Schweden gegen die Sachsen und die Russen; die letzten Abschnitte des Auszugs beschreiben, wie sich die Sachsen beim polnischen Petrikau einer Schlacht entzogen und von den Schweden verfolgt wurden.

Die Thematik des Ausschnitts umfasst also nicht nur militärische Aspekte im engeren Sinne, sondern auch Schilderungen von körperlichen Entbehrungen und menschlichem Leiden. Im Vergleich mit den anderen Quellen, die Kriegshandlungen thematisieren, Bolinus und Anna Åkerhielm, weist Franc zum Teil deutlich höhere Wortschatzwerte auf (beim Lexikumfang, den Substantiven, Adjektiven und ihrer Variation). Dabei ist aber zu bedenken, dass Bolinus keine zusätzlichen Themen ansprach und zudem ein Tagebuch führte, während Francs Erinnerungen in Erzählform aufgearbeitet sind. Das Kriegstagebuch von Anna Åkerhielm liegt hinsichtlich des Wortschatzes zwischen diesen beiden Texten.

Francs Auszug fällt im Quervergleich aller Texte am wenigsten auf; d.h. er entspricht in den meisten Punkten der Norm, die durch das Textkorpus selbst festgelegt ist. Wie bereits am Ende des zweiten Kapitels besprochen wurde, wird die Norm allerdings zur Hälfte durch eben diese erzählenden Texte der zweiten Periode konstituiert, hingegen nur zu einem Viertel durch die vier Tagebücher der frühen Periode und sogar nur zu je einem Achtel durch die zwei Erzählungen der frühen Periode und die beiden Tagebücher

der späten Periode. So erklärt es sich, dass sechs qualitativ hochstehende Erzähltexte der zweiten Periode, darunter auch Franc, auf der „Individualitätsskala“ als unauffällig klassiert werden.

Franc weist keine unvollständigen Teilsätze auf; darin stimmt er einzig mit Bolinus und Maria Euphrosyna überein. Mit mehreren anderen Männern teilt er die Neigung, Personalpronomen der dritten Personen Singular zu vermeiden und weder Frauen noch das Thema Familie zu erwähnen. Hingegen liegt er beim Thema Institutionen an der Spitze der Männer. Zwischen den Textsorten wird die Nennung von Männernamen unterscheidungswirksam, und hier liegt Franc zusammen mit Berendes bei den Erzähltexten am Ende der Häufigkeitsskala. Drei der bisher genannten Merkmale zeichnen Franc auch im Vergleich der Perioden aus (siehe Skala), und zusätzlich zeigt sich hier auch, dass Franc bei den Pronomen der ersten Person Plural führend ist. Alle die hier genannten Spitzenwerte teilt Franc aber entweder mit anderen Schreibern oder dann muss ihr stilistischer Aussagewert als schwer interpretierbar eingestuft werden. Nach dieser Bereinigung ist er der einzige Autor ohne jeden deutbaren Spitzenwert.

